

Hofmannsthal  
Jahrbuch · Zur europäischen Moderne  
27/2019

# HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH · ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE 27/2019

Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft

herausgegeben von

Maximilian Bergengruen · Alexander Honold · Gerhard Neumann (†)

Ursula Renner · Günter Schnitzler · Gotthart Wunberg

Rombach Verlag Freiburg

© 2019, Rombach Verlag KG,  
Freiburg im Breisgau  
1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten  
Typographie: Friedrich Pfäfflin, Marbach  
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln  
Herstellung: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG,  
Freiburg i. Br.  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-7930-9956-7

Besuche bei Arthur Schnitzler  
Private Aufzeichnungen von Albert Ehrenstein,  
Victor Klemperer und Robert Adam

Mitgeteilt von Martin Anton Müller

In seinem Tagebuch<sup>1</sup> erwähnt Arthur Schnitzler über 8500 Personen namentlich. Zumeist hält er nur kurz fest, dass ein Gespräch stattgefunden hat. Selten sind Rede und Gegenrede ausführlich dokumentiert. Die zweite Seite des Gesprächs, die persönliche Wahrnehmung des Gegenübers, ist in den wenigsten Fällen überliefert.

Drei dieser seltenen Fälle finden sich in den Schriften von Albert Ehrenstein, Victor Klemperer und Robert Adam.<sup>2</sup> Schnitzlers Tagebucheintragungen zu den Begegnungen mit den drei jungen Autoren werden durch deren Aufzeichnungen ergänzt, kommentiert und teilweise kontrariert. Der (mit der Ausnahme Klemperers) hier erstveröffentlichte Austausch besteht aus Gesprächen über literarische Texte und wie sie ihre Wirkung entfalten. Wenn man diese Aufzeichnungen Schnitzlers Tagebuch gegenüberstellt, gelingt es zudem, an mehreren Stellen blinde Flecken in den Notizen des jeweils anderen aufzuzeigen und teilweise zu beheben.

Die Treffen fanden stets in privatem Umfeld statt. Ehrenstein und Klemperer besuchten Schnitzler 1909 bzw. 1910 zuhause in seiner Mietwohnung in der Spöttelgasse 7 (heute Edmund-Weiß-Gasse). Wenige Monate später übersiedelte er sozusagen »um die Ecke« in eine Villa in der Sternwartestraße 71, in der er mit seiner Familie bis zu seinem Tod lebte. Dort empfing er Robert Adam mehrfach. Dass der Schriftsteller sich im – französisch auszusprechenden – »Cottage-Viertel« im 18. Wiener Gemeindebezirk eine Immobilie kaufen konnte, war Resultat und

<sup>1</sup> Arthur Schnitzler, Tagebuch 1879–1931. Hg. von der Kommission für literarische Gebrauchsformen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Obmann: Werner Welzig. Wien 1981–2000. Inzwischen auch online unter <https://schnitzler-tagebuch.acdh.oeaw.ac.at>. Verweise werden unter Angabe des jeweiligen Datums vorgenommen und, sofern dieses aus dem Fließtext zu entnehmen ist, nicht separat in der Fußnote wiederholt.

<sup>2</sup> Ich danke Gerd-Hermann Susen für seine Ergänzungen bei der Transkription und Robert Patzner für die Erlaubnis des Abdrucks der Texte seines Großvaters Robert Adam.

äußerliches Zeichen seines anhaltenden Erfolgs, wenngleich er dazu auch die finanzielle Unterstützung seines Bruders benötigte. Die ersten Begegnungen liegen zwischen der Verleihung des Grillparzer-Preises (1908) und Schnitzlers 50. Geburtstag 1912. Das kann ein Indikator dafür sein, nicht nur künstlerische Gründe, sondern auch die institutionalisierte Anerkennung als Motivation für die Begegnungen anzusetzen. Die jeweilige Gesprächshierarchie – der erfahrene Autor auf der einen, der aspirierende Nachwuchs auf der anderen Seite – strukturiert den Diskurs der Treffen. Über Schnitzlers Werk wird bewundernd gesprochen, während die Besucher sich Kritik gefallen lassen müssen.

Die spezifischen Wünsche, mit denen die jungen Autoren jeweils über die Schwelle traten, waren dabei unterschiedlich. Sie umfassen Informationen über das Werk des Älteren und Rat für eigene Texte – beides von Schnitzler gern gegeben – wie Hoffnung auf Empfehlung und Vermittlung (was nur in eingeschränktem Maß zu bekommen war). All diese Erwartungshaltungen kommen in den persönlichen Notizen zum Ausdruck. Das unterscheidet sie von anderen Textsorten wie ›home stories‹, Interviews und den bei Jubiläen oder anlässlich seines Todes veröffentlichten ›Erinnerungen an Arthur Schnitzler‹.<sup>3</sup>

Die Aufzeichnungen, die die Besucher nach dem Treffen machten, verbindet, dass in ihnen – teils implizit, teils explizit – ihre Veröffentlichung mitgedacht ist. Ehrenstein überschrieb seinen auf fünf Seiten überlieferten Text mit ›Besuch bei Arthur Schnitzler‹. Im Falle Adams wiederum gibt die sorgfältige Aufbereitung des Tagebuchs durch teilweise maschinelle Abschriften und eingelegte Briefabschriften Hinweis darauf, dass er an einer späteren Lesbarkeit interessiert war. Klemperer schließlich bereitete sein frühes Tagebuch zur Autobiografie auf, das Original selbst ist verschollen.

Wie ordnen sich nun die privaten Aussagen in den öffentlichen Diskurs über Schnitzler ein? Obwohl es sich hier um Gespräche unter vier Augen handelt, gelangten sie an die Öffentlichkeit. An einer Stelle lässt sich die weitere Verbreitung vertraulicher Informationen gut nachvollziehen. Es handelt sich um eine Selbstaussage Schnitzlers, von denen

<sup>3</sup> Vgl. die Textsammlung von solchen Erinnerungen: Hans-Ulrich Lindken, Arthur Schnitzler, Aspekte und Akzente. Materialien zu Leben und Werk. Frankfurt a.M., Bern, New York 1984 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur 754).

er öffentlich sehr wenige tätigte und die so nur er treffen konnte. Gegenüber Adam erwähnte Schnitzler eine maßgebliche Änderung bei der Entstehung seiner Werke, die sich über die Jahre vollzogen habe. Anfangs sei er von Problemstellungen ausgegangen, inzwischen seien für ihn Charaktere der Ausgangspunkt. Von dieser Umstellung erzählte er auch Klemperer, der sie in einer Studie zitierte, die er nach dem Treffen veröffentlichte: »Im Gespräch über seinen künstlerischen Werdegang sagte Arthur Schnitzler, dies sei für ihn der entscheidende Fortschritt gewesen, daß er nicht mehr vom »Fragen« sondern von Gestalten ausgegangen sei.«<sup>4</sup> Den Gedanken selbst hatte Schnitzler bereits 1901 oder 1902 auf Papier gebracht, als er nach Abschluss der Arbeit an »Der Schleier der Beatrice« versucht hatte, die Arten seiner Werkentstehung zu typologisieren. Diese Notizen blieben zu Lebzeiten unveröffentlicht.<sup>5</sup> Er gab sie jedoch privat an Ludwig Bauer weiter, als dieser Ende 1903 eine Schnitzler-Lesung in Berlin vorbereitete. Durch Bauer dürften die Notizen zur Textentstehung auch in einem gewissen Kreis publik geworden sein, denn 1911 fragte Arthur Langen (der nachmalige Schwager Georg Trakls) bei Schnitzler an, ob er sie publizieren dürfe.<sup>6</sup> Langen durfte nicht, was vor allem an seinem ungeschickt formulierten Brief lag, in dem er die Notizen plagiierte. Diese Informationen sind gleichsam Ritzen in Schnitzlers Werkstatttür. Was sich an einem einzelnen Gedanken zeigt, ist auf die hier präsentierten Aufzeichnungen über Schnitzler anzuwenden: Es waren private Gespräche, die nie ausschließlich privat blieben, auch wenn sie erst 100 Jahre später gedruckt werden.

### Albert Ehrenstein

Albert Ehrenstein (1886–1950) nimmt als expressionistischer Lyriker und Verfasser von Erzählungen einen eher randständigen Platz in der Literaturgeschichte ein. Er begann im Dezember 1905, Schnitzler sei-

<sup>4</sup> Victor Klemperer, Arthur Schnitzler. In: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur 14, 1911, S. 139–208, hier S. 175.

<sup>5</sup> Arthur Schnitzler, Zur Physiologie des Schaffens. Die Entstehung des »Schleiers der Beatrice«. In: Neue Freie Presse, 25. Dezember 1931, S. 38 f. Eine Variation des Gedankens findet sich auch in einem Brief Schnitzlers an Hofmannsthal, 10. Dezember 1903 (BW Schnitzler, S. 179).

<sup>6</sup> Vgl. die Briefe Schnitzlers an Langen, als Durchschlag im Nachlass Schnitzlers, Deutsches Literaturarchiv Marbach, HS.NZ85.1.213.

ne literarischen Versuche zu senden. Im darauf folgenden Januar setzte eine Phase psychischer Verwirrung bei ihm ein. Obzwar das abschätzi-ge Urteil Schnitzlers über die literarische Qualität seiner Arbeit nicht direkt in Zusammenhang mit der Erkrankung gestellt werden sollte,<sup>7</sup> so wurde Schnitzler doch involviert. Die Familie lud ihn zu Konsulta-tionen. Einerseits, weil er Mediziner war, andererseits, weil der Patient auf den Rat des Autors mehr als auf den der Ärzte hörte.<sup>8</sup> Im Frühling war er wieder kuriert. Von da an lockerte sich das Band und neben Schnitzler wurde auch Karl Kraus zu einer einflussreichen Figur. Er verfügte mit der »Fackel« über ein Publikationsorgan, das er zumindest 1910 und 1911 für kleinere literarische Beiträge von Ehrenstein öffnete. Die spätere Entfremdung zwischen Ehrenstein und Kraus war durch die eingestellte Aufnahme von Texten in die »Fackel« und durch gedruckte kritische Äußerungen zumindest in Ansätzen für die damalige Öffent-lichkeit nachvollziehbar.<sup>9</sup> Der Bruch mit Schnitzler blieb hingegen pri-vat. Auslösender Konflikt stellt das Gerücht dar, der Theaterdirektor Stefan Grossmann würde für ein Engagement sexuelle Gefälligkeiten von seinen Schauspielerinnen erwarten. Das erzählte Ehrenstein 1911 Kraus mit dem Zusatz: Schnitzler habe es im persönlichen Verkehr be-stätigt. Dies kam wiederum Grossmann zu Ohren, der nun Schnitzler mittels Brief zur Rede stellte. Der stritt ab und beendete mit ein paar, von Vorwürfen geprägten Briefen den Kontakt mit Ehrenstein. In sein Tagebuch notierte er, auf Ehrenstein gemünzt: »Man lasse niemanden zur Thür herein. Besonders keine Literaten.« Die weiteren literarischen Wege liefen getrennt.

<sup>7</sup> Wie es Hanni Mittelmann getan hat, die zudem eine (nicht stattgefundene) Einlieferung in ein Sanatorium behauptet. Albert Ehrenstein, Werke. Hg. von Hanni Mittelmann. Mün-chen 1989, I (Briefe), S. 20.

<sup>8</sup> Vom privaten Austausch sind 17 Briefe Ehrensteins an Schnitzler publiziert. Albert Ehrenstein, Briefe. Hg. von Hanni Mittelmann. München 1989 (Werke 1). Der komplette Briefwechsel umfasst 29 Objekte auf Seiten Ehrensteins und 21 Gegenstücke Schnitzlers. Er wird von Gerd-Hermann Susen und mir im Zuge des Projekts »Arthur Schnitzler – Briefwech-sel mit Autorinnen und Autoren« ([www.schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at](http://www.schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at)) demnächst veröf-fentlicht. Die Rolle Schnitzlers bei der Erkrankung wird durch die Einbeziehung der Briefe der Mutter und eines Onkels deutlich.

<sup>9</sup> Vgl. Hanni Mittelmann, Karl Kraus und Albert Ehrenstein. In: Kraus-Hefte 30, 1984, S. 2–5; Uwe Laugwitz, Albert Ehrenstein und Karl Kraus. Entwicklungen einer literarischen Polemik 1910–1920. Hamburg 1982.

Von dem Dutzend der Zusammenkünfte, die Schnitzler wegen der unterhaltsamen Art des Jüngeren durchaus genossen haben will,<sup>10</sup> hat Ehrenstein eine aufgeschrieben, die repräsentativ für die Treffen gewesen sein dürfte. Das Fragmentarische, die teilweise kryptisch bleibenden Stichworte belegen den privaten Charakter der Aufzeichnung, können aber auch als expressionistische Spuren gelesen werden. Schnitzler vermerkte das Treffen am 31. März 1909 im Tagebuch mit den kurzen Worten: »Gegen Abend Albert Ehrenstein da, berichtet mir über seine Autoren Erlebnisse bei der Österreichischen Rundschau und bei Auernheimer.«

### Victor Klemperer

Durch seine Studie zur Sprache des nationalsozialistischen Deutschlands, »LTI« (1947), ist der Literaturwissenschaftler und Romanist Victor Klemperer heute auch einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. Sein Tagebuch von 1918 bis 1959 wurde in den 1990er-Jahren zum Bestseller.<sup>11</sup> Besonders die Bände über die Jahre der NS-Herrschaft waren die Vorlage für eine zwölfteilige Fernsehserie über sein Leben, die ihn 1999 weit über das Lesepublikum hinaus bekannt machte. Das Tagebuch aus den frühen Jahren wurde von Klemperer als Material für seine Autobiografie verwendet, hat sich selbst aber nicht erhalten. Damit unterscheidet sich der kurze Auszug aus der Autobiografie »Curriculum Vitae« von den anderen hier veröffentlichten Quellen, da das in den privaten Aufzeichnungen festgehaltene Treffen nur noch in einer bearbeiteten Fassung zugänglich ist.

Der hier gedruckte Besuch behandelt die einzige Begegnung zwischen Klemperer und Schnitzler. Sie fand am 27. April 1910 statt. Zu diesem Zeitpunkt lebte Klemperer als Publizist ohne abgeschlossenes Universi-

<sup>10</sup> Brief Schnitzlers vom 6. Mai 1911, Jerusalem, The National Library of Israel, ARC. Ms. Var. 306 1 118.

<sup>11</sup> Victor Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945. Hg. von Walter Nowojcki und Hadwig Klemperer. Berlin 1995; Ders., Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum. Tagebücher 1919–1932. Hg. von Walter Nowojcki und Christian Löser. Berlin 1996; Ders., Und so ist alles schwankend. Tagebücher Juni–Dezember 1945. Hg. von Walter Nowojcki und Hadwig Klemperer. Berlin 1996; Ders., So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945–1959. Hg. von Walter Nowojcki und Christian Löser. Berlin 1999.



tätsstudium in Berlin. In Schnitzlers Tagebuch steht dazu: »Herr Klemperer, aus Berlin, der ein Buch über Wien, besonders mich betreffend, schreiben will. Er findet ›Weg ins freie‹ – und ›Paracelsus‹ die für mich charakteristischen Werke.–« Die Anrede mit »Herr« ist zwar nicht völlig ungewöhnlich, aber doch selten in Schnitzlers Tagebuch, in dem normalerweise Nachname und Vorname oder einzig der Nachname genannt wird. Möglicherweise verweist es auf eine empfundene Wertschätzung. Oder Schnitzler hatte den Vornamen des Philologen vergessen und substituierte ihn durch die Anrede. Gekannt haben könnte er ihn, da Klemperer zu dem Zeitpunkt bereits einen allgemeinen Aufsatz zu Schnitzler und seinem Werk publiziert hatte, in dem er historische Dramen wie »Paracelsus« (1898), »Der Schleier der Beatrice« (1901) und »Die Frau mit dem Dolche« (1902) über alle in der Jetztzeit angesiedelten Werke stellt.<sup>12</sup> Im Januar des Jahres war zudem eine Besprechung des Einakterzyklus ›Die Marionetten‹ (1906) von ihm erschienen.<sup>13</sup> Das Klemperers Besuch motivierende Buch erschien nie, sehr wohl aber wurden zwei längere Aufsätze gedruckt: Klemperer verwertet darin das persönliche Treffen in einem allgemeinen Essay zu Schnitzler<sup>14</sup> und strukturiert mit dem Gespräch eine wenige Monate später publizierte ausführlichere Studie aus Anlass der ersten Gesamtauführung des »Anatol«.<sup>15</sup> Gleich zu Beginn zitiert er – in Erwähnung des persönlichen Zusammentreffens – Schnitzlers Ärger darüber, zum »Dichter des süßen Mädels« und des »Erotische[n]« degradiert worden zu sein.<sup>16</sup> Demgegenüber beobachtet Klemperer die Bedeutung von »Todesgedanken« und Sterben in Schnitzlers literarischem Werk.<sup>17</sup> Für die Zukunft blieb dieses Treffen ansonsten folgenlos. Die brieflichen Zeugnisse beschränken sich auf das Jahr 1910.<sup>18</sup>

<sup>12</sup> Victor Klemperer, Arthur Schnitzler. In: Ost und West 6, H. 5/6, Mai/Juni 1906, Sp. 371–378.

<sup>13</sup> Berliner Börsen-Courier, 22. Januar 1910.

<sup>14</sup> S. Fußnote 4.

<sup>15</sup> Victor Klemperer, Deutsche Dramatiker der Gegenwart. IV. Arthur Schnitzler. In: Bühne und Welt 13, 1911, S. 355–368.

<sup>16</sup> Ebd., S. 355.

<sup>17</sup> Ebd., S. 356.

<sup>18</sup> Im Deutschen Literaturarchiv in Marbach werden vier Briefe Klemperers an Schnitzler aus den Jahren 1910/11 aufbewahrt (HS.NZ85.1.3694). Einer findet sich gedruckt in Arthur Schnitzler, Briefe 1875–1912. Hg. von Heinrich Schnitzler und Therese Nickl. Frankfurt a. M. 1981, S. 654–655. Gegenbriefe dürften keine überliefert sein.

## Robert Adam

Beim dritten Besucher handelt es sich um Robert Adam (1877–1961). Er kann mit gutem Recht als Unbekannter bezeichnet werden, doch wird niemand das Epitheton »groß« bemühen wollen. Zwar verfügt er mittlerweile über einen Wikipedia-Eintrag,<sup>19</sup> doch den verdankt er nur der Begegnung mit Schnitzler. Die 50 Korrespondenzstücke an Arthur Schnitzler stehen am Anfang der Nachlassmappen 1–118 in der Cambridge University Library. Diese Mappen enthalten, alphabetisch geordnet von Adam bis Zweig, die prominenten Briefwechsel, aus denen das gegenwärtige Editionsprojekt an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften eine Auswahl trifft.<sup>20</sup> Möglicherweise geriet Adam irrtümlich in diese Sammlung, während Briefwechsel mit bekannten Schriftstellern wie Wilhelm Bölsche nicht aufgenommen wurden. Oder Schnitzler – womöglich auch dessen Sohn Heinrich – beurteilte, als er die Zusammenstellung vornahm, Adam einzig aufgrund seines gesellschaftlichen Ranges. Unter seinem zivilen Namen Robert Adam Pollak stieg er bis zum Vizepräsidenten des Handelsgerichts auf. Konsultiert man die erhaltenen Briefe einschließlich der 60 Gegenstücke (heute im Deutschen Literaturarchiv in Marbach) und auch die Tagebucheinträge Schnitzlers, so scheint es, als hätte Schnitzler Adam und auch sein Werk geschätzt. Es sind jedenfalls Gespräche über Literatur, die die beiden vornehmlich führten.

Geboren am 20. April 1877 in Wien, studierte Adam, Sohn eines Fabrikanten, Jura und arbeitete mehrere Jahre als Richter in Zistersdorf, einer kleinen Stadt etwa 60 km nördlich von Wien. 1915 wurde er wieder nach Wien versetzt, zuerst ans Bezirksgericht Floridsdorf (21. Gemeindebezirk), dann in die Josefstadt (8. Gemeindebezirk). Danach ließ er das Zivilrecht hinter sich und erlangte die leitende Funktion am Handelsgericht. Hier dürfte er ein Urteil zur Anglo-Bank verfasst haben, das ihm in der Zeit vor dem Anschluss Österreichs im März 1938 das

<sup>19</sup> Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Robert\\_Adam\\_\(Schriftsteller\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Robert_Adam_(Schriftsteller)). Die Korrespondenz zwischen ihm und Schnitzler wird ebenfalls im Zuge des Forschungsprojekts »Arthur Schnitzler – Briefwechsel mit Autorinnen und Autoren« erstmals ediert.

<sup>20</sup> Ausführlicher Gerd-Hermann Susen/Martin Anton Müller, Was ist von Arthur Schnitzlers Briefwechsel mit Autoren und Autorinnen Neues zu erwarten? In: *Studia Austriaca* 27, 2019, S. 41–54.

Lob von Arthur Seyß-Inquart eingebracht haben soll.<sup>21</sup> Wenngleich das Urteil verschollen und das Lob nur in der Familie tradiert ist, erklärt das vielleicht, warum der Anschluss, der Seyß-Inquart für wenige Stunden zu Österreichs Bundeskanzler machte, für den jüdischstämmigen Pollak nur die Pensionierung bedeutete. Zwar war er bereits 1900 aus der jüdischen Gemeinschaft ausgetreten und hatte eine »arische« Ehefrau, doch reichte das in den meisten anderen Fällen nicht für das, was ihm gelang: Er überlebte den Nationalsozialismus in Wien. Seine zeitlebens geführten Tagebücher<sup>22</sup> – auch die aus der Kriegszeit – werden heute in der Österreichischen Nationalbibliothek verwahrt. Sie schildern, unter welchen Umständen ein solches Überleben gelingen konnte. Nach dem Krieg wurde Adam als Richter reaktiviert, bevor er sich endgültig ins Privatleben zurückzog. Er starb am 16. Oktober 1961 in Baden bei Wien. Trotz des beruflichen Erfolgs sah er seine eigentliche Bestimmung in einer literarischen Karriere, für die er den Namen »Robert Adam« verwendete. Sie verlief allerdings durchgehend enttäuschend. Er erlebte nur einen kurzen Moment des Erfolgs, als am 27. Mai 1931 am Frankfurter Schauspielhaus seine Komödie »Margot oder das Jugendgericht« uraufgeführt wurde. Als Buch gedruckt, erschien von seinen literarischen Werken nur die Dramatisierung einer Geschichte aus »1001 Nacht« – und zwar bereits im Jahr 1909.<sup>23</sup> Durch den Briefwechsel lassen sich mehrere verbindende Motive des Gesamtwerks benennen:<sup>24</sup> Der Wille zur dramatischen Form in Versen und der Hang zu Motiven des christlich-arabischen Raumes (so etwa in einem »Judas«-Stück). Davon zeugt auch seine Übersetzung des persischen Dichters Firdausi (940–1020), die erst 2018 herausgegeben wurde.<sup>25</sup> Zwölf Besuche vermerkt Schnitzler in seinem Tagebuch:

<sup>21</sup> Freundliche Auskunft der Großnichte Adams, Monika Rauer.

<sup>22</sup> Diese Tagebücher wurden vom Enkel der Österreichischen Nationalbibliothek übergeben und liegen – noch unter Adams Obsorge – teilweise getippt, zumeist aber in einer sehr klaren und leserlichen Kurrentschrift vor. Sie enthalten auch, zumeist in der Kurzschrift Gabelsberger, Abschriften seiner eigenen Briefe.

<sup>23</sup> Robert Adam, Die Geschichte des Alî ibn Bekkâr mit Schams an-Nahâr. Eine Komödie. Wien 1909.

<sup>24</sup> Die unveröffentlichten literarischen Arbeiten sind in Familienbesitz und wurden nicht eingesehen.

<sup>25</sup> Abu'l-Qasem Firdausi, Schahname. Das Buch der Könige. 4 Bde. Hg. von Nosratollah Rastegar. Übersetzung Robert Adam Pollak. Einleitung von Florian Schwarz. Berlin 2018.

13. Jänner 1911

Abends Robert Adam (Dr. R. A. Pollak, Untersuchungsrichter) Verfasser des Abu Ibn Bekkar und »Neidhard«. Konnte ihm vielfach günstiges sagen. Ratschläge.–

20. Juni 1915

Vm. Bezirksrichter Dr. Pollak (Rob. Adam) aus Zistersdorf; ich sage ihm über seine feinen Szenen der »Fremde« etliches und gebe ihm prakt. Ratschläge.

19. Mai 1916

– Gegen Abend Dr. Robert Adam Pollak (Richter). Beklagt sich über sein Nichtvorwärtskommen. Drei (mehr) begabte Stücke, kein Verleger, kein Theater.– Über Kraus, Altenberg (die er vor Jahren kannte).–

24. Jänner 1917

Robert Adam (seine Richterthätigkeit;– Preistreibereien, Elend.– Verleger und Direktoren. Bemühungen »Neidhart«).

28. August 1917

Dr. Adam Pollak, von seinen neuen Arbeiten, seinen Amtsgeschäften (Preistreiberei etc.).

25. Oktober 1917

Dr. Rob. Adam, mit ihm über seinen »Judas«; allgemeineres.–

19. Juni 1918

Dr. R. Adam Pollak.– Spazieren mit ihm. Politisches. Er glaubt, die Revolution wird von den Beamten aus kommen.–

8. August 1918

Dr. Adam (Pollak); mit ihm spazieren; erzählt mir von seinem Sommeraufenthalt Andorf.<sup>26</sup>– Politisches.–

30. Juni 1920

Lg. R. Dr. Rob. Adam Pollak;– hat eine Magenoper. durchgemacht;– über seine Lecture, psychoanalytisches etc.

2. Juni 1921

Ob. L. R. Dr. Pollak (Robert Adam) über allerlei Bücher, über Kaiser Josef.–

<sup>26</sup> Kleiner Ort im Innviertel in Oberösterreich, nahe der bayrischen Grenze.

2. Juli 1928

– Nachher zu Kolap<sup>27</sup> (wohnen übern Sommer Peter Jordanstr).<sup>28</sup> woselbst er, sie und der andre Ob. L. Ger. R. Hofrath Karl Pollak,<sup>29</sup> der auch Schriftsteller ist (Robert Adam). Widersprechen nach vielen Jahren. Gespräch u. a. Maurizius und Grischa.<sup>30</sup> – Führte dann Rob. Adam im Auto nach seiner Wohnung Meidling,<sup>31</sup> Kolap mit, die ich dann nach Hause führte.

27. April 1931

Z. N. Ob.Ldgr. Rob. Adam Pollak (jetzt Vicepraesident des Handelsgerichts) mir von den Schicksalen seines Stücks Margot berichten. Dubioses Vorgehn des Burgtheaters. Aufgeführt wird es nicht.–

Mit Ausnahme der Begegnung im Jahr 1915 hat Adam für alle Treffen Protokolle angelegt. Am 5. Dezember 1939, acht Jahre nach Schnitzlers Tod, findet sich schließlich eine Coda zu den Besuchen in seinem Tagebuch. Er schildert das ehemalige Haus Schnitzlers, das nach dem »Anschluss« Österreichs dem Sohn Heinrich Schnitzler und der Schwiegertochter Lilly enteignet worden war:

Währing[,] vorbei, am Hause Sternwartestraße 71, zu dem ich öfter ganz anders gestimmt kam, vor dem Tor wartete ein kleiner Bub, der seiner Mutter vorausgelaufen war, sie kam ihm langsam nach, eine dunkle, nicht unschöne Frau mit groben Gesichtszügen, sie läutete an, ich ging vorbei und mußte denken, wer weiß, ob diese Frau überhaupt davon Kenntnis genommen hat, daß vor ihr in dieser Villa ein Dichter gewohnt hat, daß er in den Räumen ihres Alltagsdaseins den Besuch von Gestalten empfangen hat, die nicht so bald vergehen werden, wenn man sie auch umzubringen gedenkt<sup>32</sup>

<sup>27</sup> Schnitzlers langjährige Sekretärin und Vertraute Frieda Pollak (1881–1937). Die in der Familie gebräuchliche Bezeichnung »Kolap« geht auf die Tochter Lili Schnitzler zurück, die den Namen ursprünglich falsch aussprach.

<sup>28</sup> Straße im 18. und 19. Wiener Gemeindebezirk, in Fußweite von Schnitzlers Haus.

<sup>29</sup> Frieda Pollaks Bruder Karl (1873–1940) war, wie Robert Adam, Richter mit dem Titel »Oberlandesgerichtsrat« und mit diesem befreundet. Ein näheres Verwandtschaftsverhältnis bestand trotz gleichen Nachnamens nicht. Die marginale Textabweichung zum gedruckten Tagebuch wurde nach Abgleich mit dem Original vorgenommen.

<sup>30</sup> »Der Fall Maurizius« (1928) von Jakob Wassermann (1873–1934) und »Der Streit um den Sergeanten Grischa« (1927) von Arnold Zweig (1887–1968) haben beide Justizirrtümer als zentrales Handlungselement.

<sup>31</sup> Adams Wohnadresse in der Meidlinger Hauptstraße 56 im 12. Wiener Gemeindebezirk Meidling war in etwa sieben Kilometer entfernt.

<sup>32</sup> Ms. Tagebuch, gebunden, Österreichische Nationalbibliothek (im Weiteren ÖNB), Ser. n. 52.271, fol. 190.

## Editionsprinzipien

Die Texte werden in diplomatischer Umschrift wiedergegeben. Bei den Tagebucheinträgen werden nur jene Textstellen zitiert, welche die Begegnung mit Schnitzler schildern. Weggelassene Teile vor oder nach der ungekürzt zitierten Stelle sind nicht eigens ausgewiesen. Normalisierungen unterbleiben mit Ausnahme des Schaft-s (f), das als ›s‹ und durch Überstrich geminierte Buchstaben, die gedoppelt wiedergegeben werden (›mm‹, ›nn‹).

Einfügungen werden in den Text gezogen. Sofern Korrekturvorgänge im Ausgangsmaterial vorhanden sind, wird nur die letzte Schicht wiedergegeben. Streichungen werden immer dann wiedergegeben, wenn danach eine Neuansetzung folgt. Ergänzungen durch den Herausgeber werden in eckigen Klammern vorgenommen, unsicher Gelesenes wird in grauer Schriftfarbe gesetzt.

### *1. Albert Ehrenstein, 31. März 1909*<sup>33</sup>

Besuch bei Schnitzler am 31. März 09.

Echolalie,<sup>34</sup> Paranoia, Wortklang. Er meinte ich dissimulierte<sup>35</sup> jetzt beherrsche ich mich. Keine Wäsche, nur Hemd (von Papa) u Taschentuch.

In Hormayrgasse<sup>36</sup> zurück gefahren. Dienstmädchen schnell hereingelassen. Er kam mir im Schlafrock entgegen aus Sammt, mit großen Knöpfen, die ich zuhause silbern nannte. Richtete zuerst an den Papieren, die ich sit an denen er gearbeitet hatte, gab mir die Hand u war den ganzen Abend ruhige, angenehm abweisende Respektsperson, ein Geist, kein Dummer.

Olympische Ruhe, ein Olympier, sagte ich solle Bericht erstatten, ich lachte viel über meine eigenen Witze, gestikuliert stark mit den Hän-

<sup>33</sup> Eh. Manuskript, 6 Seiten auf kariertem Papier, Tinte. Jerusalem, The National Library of Israel, ARC. Ms. Var. 306 1 117.

<sup>34</sup> Nachsprechen vorgesagter Wörter.

<sup>35</sup> Dissimulieren: Krankheitssymptome verbergen.

<sup>36</sup> Diese verläuft etwa eineinhalb Kilometer von Schnitzlers Wohnadresse in der Spöttelgasse entfernt. Damit liegt sie etwa auf halbem Weg zwischen Ehrensteins Wohnadresse und dem Ziel.

den, was er mir, durch Blicke verwies. Ich log von Papas Sturz<sup>37</sup> durch Hofmannsthal<sup>38</sup>, 3 000–5 000 fl. Verdienstentgang, Geschwister standen auch dadurch bedeutend schlechter da. (Ich u Geschw. wie vor 3 Jahren.) Kuffner<sup>39</sup> habe 100 Million Vermögen, wollte sich mit Papa versöhnen u bot Empfehlung an, ich log von Austausch meines Ruhmes gegen ein großes Inserat, habe abgelehnt, jetzt sei die Sache aufgekommen Geschrei zuhause von Seite der Mama, Hunger etc.; ob ich denn nicht zu den Mahlzeiten zuhause sei[.] Archiv <sup>1</sup>/<sub>2</sub><sup>3</sup><sup>h</sup>. Auernheimer<sup>40</sup>. Ob ich dessen Gattin nicht überschätze, oder Dienstmädchen unterschätze, wegen starker Influenza. Ungartum kenne ich gut.<sup>41</sup> Er selbst hatte starke Influenza, war heiser u hustete u trotzdem spendete mir trost, wirkte erziehlich, beruhigend, erfreuend, strafend. Erzählte mir Oppenheimer habe ihn am 12. Febr März in Buch, Musikalien, nein Papierhandlung getroffen u gesagt »nun können wir nächstens etwas von ihnen bringen.« Glossy kriege Herzkrämpfe, wenn er ihm nicht etwas zuschicke, schreibe der.<sup>42</sup> Fragte mich, was er tun solle, wenn sie ihn wieder um Beitrag angingen. Ich mache Vorschlag sie möchten ihre Kritiken unter die Annoncen stecken, nach Schluß der Redaktion. Gespräch über Eigenart, Th. Mann

<sup>37</sup> Alexander Ehrenstein (1857–1925) war über 50 Jahre bei der Ottakringerbrauerei von Kuffner als Kassier angestellt. Am 8. Januar 1898 erschien im Amtsblatt der »Wiener Zeitung«, dass er unter »Curatel« gestellt sei. Womöglich handelt es sich um diese Phase offensichtlicher Armut.

<sup>38</sup> Gemeint ist der gleichnamige Vater des Dichters, Hugo von Hofmannsthal (1841–1915), Direktor der Österreichischen Central Boden-Creditbank.

<sup>39</sup> Moriz von Kuffner (1854–1939) war ein Brauereibesitzer und Mäzen.

<sup>40</sup> Raoul Auernheimer (1876–1948) war fast drei Jahrzehnte als Feuilletonist bei der »Neuen Freien Presse« engagiert und als solcher sehr populär. Seine sonstigen – erzählenden und dramatischen – Arbeiten hatten weniger Erfolg. In seinem Tagebuch klärt Schnitzler die Stelle insofern, als er deutlich macht, Ehrenstein berichtet von Begegnungen mit Auernheimer, nachdem Schnitzler ihm am 12. Februar 1909 ein Empfehlungsschreiben an diesen gegeben hatte.

<sup>41</sup> Unklare Stelle. Zwei Lesarten bieten sich an: Es könnte sich auf Auernheimer beziehen und auf die in Budapest geborene Irene Guttmann (1880–1967), die er 1906 geheiratet hatte. Oder er bezieht sich zuerst auf Olga Schnitzler und in Folge auf die ungarische Verwandtschaft Schnitzlers, dessen Eltern nach Wien zugewandert waren.

<sup>42</sup> Felix Oppenheimer (1874–1939) war Mäzen und Freund Hofmannsthals. Sein Vermögen erlaubte es ihm, eine liberale österreichische Monatsschrift zu finanzieren, die »Österreichische Rundschau« (1904–1924). Diese hatte – neben einem zweiten – Karl Glossy (1848–1937) als Herausgeber. Die hier besprochenen Ereignisse finden sich teilweise in Schnitzlers Tagebuch unter dem 15. Januar 1909 wiedergegeben, darunter die Skepsis gegenüber der »Österreichischen Rundschau«. Ihm wurde gesagt, die Zeitschrift verdiene ihren Titel nicht, wenn sie nichts von ihm bringe. Andererseits wurden mehrfach Artikel gebracht, die Schnitzler als feindlich und böseinstufige. Im erwähnten Tagebucheintrag schreibt Schnitzler: »Hr. Glossy, der Herzkrämpfe kriegt, weil ich ein versprochenes Mscrypt. nicht abliefern.«

sei ein Humorist behauptete er, ich Heinrich habe keine Eigenart, das sei schwer zu sagen. Kerr mache ihn mit Manirtheit rasend.<sup>43</sup> Sprach über Klassizismus u Romantik. Ich romanticisiere ihm zuviel, ich nannte Brentano, Arnim, er will keine Namen nennen, spricht allgemein, nennt Hoffmann u Tieck, die nun zu fad würden, sagte man werde in 50 Jahren eher Paul Heyse aufzunehmen geneigt sein als diese Leute.

Eigenart u Seele. Jeder Autor, der sich rinnen ließe, u nicht die Sachen fest umreiße, käme soweit wie Lothar, der jedesmal mit etwas neuen kommen wolle.<sup>44</sup> Goldmann, den er persönlich kenne, schreibe nie gute Kritiken über ihn.<sup>45</sup> Georg Hermann war bei ihm, nach Anmeldung glaubte er, Borchardt der Biograf Hofmannsthals komme, sah aber dann einen kleinen zerkuetschten Juden, den sich Hofmannsthal unmöglich ausgesucht haben könnte, sie hatten gegenseitig ihre neuesten Bücher nicht gelesen, er kam, weil er nicht Wien verlassen wollte ohne...<sup>46</sup> Ich nannte eine Novelle von der Eschenbach, in der es ähnlich zugging.<sup>47</sup> Stößl<sup>48</sup> sei der letzte. Bübisch. Ehrenbeleidigung. Oppenheimer-Novelle erzählt. ~~Nannte sie~~ Hörte nicht genau von Ehebruch mit ~~se~~ Oppenheimers Frau, sagte ~~sie~~ ich habe alles getan, was ein Literat tut um sich zu rächen.

<sup>43</sup> Alfred Kerr (1867–1948) war ein deutscher Kritiker, der mit Schnitzler freundschaftlich verkehrte und ihn zumeist positiv besprach. Als Beispiel für die Maniertheit kann eine Stelle aus der Besprechung Kerrs von »Der einsame Weg« dienen, die Schnitzler noch 1911/12 wiedergeben konnte. Kerr hatte geschrieben: »Das alles sind Reize. Und Schnitzler zeichnet sie köstlich mit dem Silberstift, als ein Künstler von seltener Hand.« (Alfred Kerr. Der einsame Weg. In: Die neue Rundschau 1, 1904, H. 4, S. 504–508, hier: S. 506); Arthur Schnitzler, Frau Bertha Garlan. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Gerhard Hubmann und Isabella Schwentner, unter Mitarbeit von Anna Lindner und Martin Anton Müller. Berlin/Boston 2014, S. 9.

<sup>44</sup> Rudolf Lothar (1865–1943), populärer Essayist und Lustspielautor. Bis 1907 war er Feuilletonist bei der »Neuen Freien Presse«.

<sup>45</sup> Diese Aussage fällt in die Zeit des Bruchs mit Paul Goldmann (1865–1935), mit dem Schnitzler in den ersten Jahren beruflicher Tätigkeit eng befreundet gewesen war. Diese Freundschaft endete aber nach der Jahrhundertwende, weil Schnitzler sich durch die Kritiken Goldmanns schlecht behandelt fühlte.

<sup>46</sup> Der Schriftsteller Georg Hermann (1871–1943) hieß mit bürgerlichem Namen Georg Hermann Borchardt und dürfte sich mit diesem Namen angemeldet haben, woraufhin Schnitzler den ihm bekannten Rudolf Borchardt (1847–1945) erwartete. Der Letztgenannte hatte früh begonnen, sich mit dem Leben und Werk Hofmannsthals auseinanderzusetzen; vgl. BW Borchardt.

<sup>47</sup> Vermutlich Marie von Ebner-Eschenbachs (1830–1916) erste erfolgreiche Novelle »Ein Spätgeborener« (1875). In ihr wird aufgrund einer Namensverwechslung das Bühnenstück eines kleinen Beamten einem Grafen zugeschrieben.

<sup>48</sup> Otto Stoessl (1875–1936), Schriftsteller, der zu dem Zeitpunkt für Karl Kraus' »Die Fackel« arbeitete.



Hatte diese Gemeinheiten nicht gern.<sup>49</sup> Bes. gegen Hofmannsthal. Gab patholog. die Schuld an meinem schlechten Stil. Ich stahl aus Ehrlichkeit (Hieronymus).<sup>50</sup>

Er meint das psychische sei das Korrelat des physischen beim Dichter.

Er spricht fließend die schönsten Dialoge. Stellte mir eine schlechtaussehende Dame vor »Ich glaube ihr kennt euch schon« es war vielleicht seine Frau, sie sagte, das freut mich sehr, ich verneigte mich u sagte das nicht, sie gefiel mir nicht.

Riet ihm Strauß zu lesen, er kannte Kreuzungen nicht.<sup>51</sup> Gleicher Entwicklungsgang. Wahlverwandschaften besser als [Wilhelm] Meister. Vielleicht ließ er sich durch Frau, die lieber ihn heiratete (psych Depressionen)<sup>52</sup> meinerseits, ~~abh~~ mahnen aufzuhören. Auf Wiedersehen. Gab mir seine Hand, kühl. Hätte den Kranken schonen sollen. Sein Roman gefällt ihm, es ist aber nur der Stil. Sagte seine Gründe, daß Freiherr wirklich Jüdin liebte,<sup>53</sup> ~~gefallen~~ mir nur, wenn ich oben bin, nachher nicht.

Goldene Uhr. Alles Onkel Ad u Tante Hedwig<sup>54</sup> erzählt

Zuhause fragte Papa ob Empfehlung, Mama gar nicht.

Im Schlafrock sah er imposant aus (zum Schutz?). Gedankensackgasse zur Paranoia. Bestritt, daß in Beatrice Iphigenie, Tasso u Hebbel drin sei.<sup>55</sup> Vielleicht Shakespeare, Müller. Willner.<sup>56</sup> Spazierstock tänzelnd,

<sup>49</sup> Ähnliches schreibt Schnitzler auch in einem der letzten Briefe an Ehrenstein (9. Februar 1911): »Dass ich bei meinem Ihnen bekannten Ekel vor Literatengezänk – und Geklatsch mich unter diesen Umständen genötigt sehe auf die Fortsetzung eines persönlichen Verkehrs mit Ihnen zu verzichten, werden Sie ohne weiters einsehen« (Jerusalem, The National Library of Israel, ARC. Ms. Var. 306 1 118).

<sup>50</sup> Anspielung auf Schnitzlers Novelle »Der blinde Geronimo und sein Bruder« (1900), die schildert, wie ein blinder Musiker seinen Bruder verdächtigt, ihm bestohlen zu haben.

<sup>51</sup> »Kreuzungen« (1904), Roman von Emil Strauß (1866–1960). Eine Lektüre durch Schnitzler lässt sich nicht belegen.

<sup>52</sup> Die Ehe von Arthur und Olga Schnitzler wurde 1903 geschlossen, wobei vor allem der einjährige Sohn die Motivation geliefert haben dürfte. Eine psychische Erkrankung ihrerseits lag nicht vor.

<sup>53</sup> Georg Wergenthin, die Hauptfigur von Schnitzlers »Der Weg ins Freie« (1908), ist Baron und liebt die Jüdin Anna Rosner, kann sich aber auch am Ende des Romans nicht dazu bringen, sie zu heiraten.

<sup>54</sup> Hedwig Treibl, geb. Neuer (1874). war eine Schwester von Ehrensteins Mutter Charlotte und hatte 1896 den Fabrikanten Adolf Treibl (1865–1935) geheiratet.

<sup>55</sup> »Der Schleier der Beatrice« (1900) ist ein fünftaktiges Stück von Schnitzler, das in der Renaissance angesiedelt ist und durch die Verwendung von Blankvers wohl Schnitzlers eindeutigsten Versuch darstellt, sich in die Tradition klassischer Dichter einzureihen.

<sup>56</sup> Möglicherweise eine Anspielung auf den für Operettenlibrettis bekannten Alfred Maria Willner (1859–1929).

Willner II, der alte Logarithmenwillner, der ~~Grab~~ Wasserballspieler.

Schilderung Italiens, ich, fast zischend, es ist Poesie, Blindengeschichte  
gefiel ihm ist aber zu edel<sup>57</sup>

Sagte ihm, werde in die Gegend Herodot, Anatol France kommen.  
Kirchenväter sind dasselbe wie Anatol France. Fragen nach Stück setzte  
er ein kaltes Schweigen entgegen.<sup>58</sup>

Doktorat sagte er bestätigend sei ein Titel.<sup>59</sup> Nur nach Bad habe ich  
ruhigen aufgelösten Stil.

Manchmal stechender Blick, Bart faunartig nach vorn.

Manchmal olympische Ruhe<sup>60</sup>

## 2. Victor Klemperer, 27. April 1910<sup>61</sup>

Ungleich wohler<sup>62</sup> fühlte ich mich bei Arthur Schnitzler, dem alle fanatische Enge fehlte. Im ersten Augenblick freilich störte mich sein Aussehen. In all seinen Werken ein gütiger Skeptiker, auf allen Bildern ein schlanker Weltmann, hatte er faktisch die Physiognomie eines brutalen, wahrscheinlich zum Jähzorn neigenden Menschen: Die blaugrünen<sup>63</sup> Augen blickten kalt, die Stirn unter dem zum Scheitel verklebten rötlichen Haar schien niedrig, der rötliche Vollbart und die untersetzte Gestalt gaben ihm eine fast plumpe Gedrungenheit. Seltsamerweise waren es gerade die abweisend kühlen Empfangsworte, die mich für ihn einnahmen. »Weshalb wollen Sie zu mir?« fragte er. »Wenn Sie über mich zu schreiben gedenken, müssen Sie mich aus meinen Büchern kennen, und persönlich kann ich Ihnen doch bei so einem vereinzelt Besuche nicht

<sup>57</sup> Sofern es sich um eine Geschichte Ehrensteins handeln sollte, lässt sie sich nicht ermitteln. Es könnte jedoch auch ein neuerlicher Bezug auf Schnitzlers »Der blinde Geronimo und sein Bruder« sein.

<sup>58</sup> Schnitzler pflegte sich nur mit dem engeren Freundeskreis über in Arbeit befindliche Werke auszutauschen.

<sup>59</sup> Am 21. Dezember 1910 wurde Ehrenstein in Geschichte und Geografie an der Universität Wien promoviert.

<sup>60</sup> Dieser und der vorhergehende Satz auf der ersten Seite des Manuskripts am linken Seitenrand, entlang des Textes.

<sup>61</sup> Victor Klemperer, *Curriculum vitae*. Erinnerungen 1881–1918. Hg. von Walter Nowojski. Berlin 1996, Bd. I, S. 529f.

<sup>62</sup> Zuvor schildert er einen Besuch bei Richard Beer-Hofmann, der ihn enttäuscht hatte.

<sup>63</sup> Im Passierschein des Konsulates in Davos, 8. August 1914 (Deutsches Literaturarchiv Marbach, HS.NZ85.1.4934) sind graue Augen vermerkt. Die Witwe spricht 1962 von blauen Augen (vgl. Olga Schnitzler, Spiegelbild der Freundschaft. Wien 1962, S. 17.)

näherkommen.«<sup>64</sup> Das war ja genau das gleiche, was ich mir selber so oft zum Thema der Dichterbesuche und Interviews vorgehalten hatte. Ich sagte das auch und motivierte mein Kommen durch ein alogisches Interesse an seiner persönlichen Gegenwart. Danach fragte er mich halb ironisch, halb bitter, ob ich denn auch wie so viele andere den Dichter des süßen Mädels und der leichten Wiener Erotik in ihm sähe.<sup>65</sup> Als ich ihm wahrheitsgetreu antwortete, daß ich hinter all seiner Erotik immer das Ringen mit dem Todesgedanken spürte, war er gewonnen. Er ging stark aus sich heraus, und jener erste Eindruck der Härte oder gar Brutalität schwand vollkommen. Er erzählte von einer Änderung in seiner Schaffensart. Anfangs sei er von Problemstellungen ausgegangen: Was geschieht in dem oder jenem Fall? Jetzt seien ihm Charaktere Beginn und Mittelpunkt jeder dichterischen Arbeit. Er sei immer um reine Objektivität bemüht, hege aber natürlich persönliche Zu- und Abneigungen. Im »Weg ins Freie« (seinem vor kurzem erschienenen Judenroman) stünde er mit voller Sympathie bei den Bekennern und Zionisten. So stieß ich am Ende auf eine stärkere Gefühlsverwandtschaft zwischen Schnitzler und Beer-Hofmann, als ich für möglich gehalten hätte.

### 3. Robert Adam, 15. Januar 1911<sup>66</sup>

Besuch bei Schnitzler.– Ich zögerte recht lange, in's Haus hineinzugehen. Es war ein kalter Winterabend, der Weg festgefroren, die Villenstraße<sup>67</sup> fast menschenleer. Nur einige Automobile zogen vorbei. Bevor ich mich anschickte, den Besuch zu machen, ging ich in ein kleines, in der Nähe befindliches Gasthaus und trank einen Kaffee in der fast leeren Wirtsstube. Ich wollte nicht vor  $\frac{3}{4}$  6 Uhr<sup>68</sup> kommen. Schließlich, erwärmt, mutig,

<sup>64</sup> Vgl. Jób Paál, Gespräch mit Artur Schnitzler. Warum der Dichter nichts von Interviews hält und warum kein gutes Porträt von ihm existiert. In: Neues Wiener Journal, 2. August 1931, S. 5.

<sup>65</sup> Der Typus junger, »natürlicher« Frauen aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, die für Affären verfügbar sind, wurde durch Schnitzlers »Liebeleie« (1895) erstmals auf der Bühne des Burgtheaters dargestellt. Gemeinsam mit dem Erfolg des Stückes popularisierte sich auch der Begriff des »süßen Mädels« und trug dem Verfasser den (von ihm verschmähten) Ruf ein, sie »erfunden« zu haben.

<sup>66</sup> Hs. Tagebuch 1910–1913, gebunden, Tinte (ÖNB, Ser. n. 52.266, fol. 76–78).

<sup>67</sup> Schnitzler wohnte seit Sommer 1910 in einem eigenen Haus in der Sternwartestraße 71, wenige Straßenzüge von seiner früheren Wohnung.

<sup>68</sup> Das heißt: 17 Uhr 45.

als wär's ein bloßer Jourbesuch,<sup>69</sup> ging ich zur Villa und verirrte mich zuerst auf ausgestapfem Schneeweg zur Waschküche; ich kehrte um, fand auf einer Treppe die Haustür, läutete. Ein Dienstmädel öffnete. »Ist der Herr Doktor zuhause?« Sie wisse nicht, müsse erst anfragen. Ich nannte den Namen »Robert Adam«. Ja, der Herr Doktor sei zuhause, ich solle nur weiterkommen. In dem Vorzimmer legte ich Hut, Stock und Wintermantel ab; aus einem Zimmer drang Klavierspiel. Das Mädchen führte mich eine Treppe höher, in's Arbeitszimmer. Mit mir zugleich drang ein pausbackiges hübsches Kind von etwa 2 Jahren hinein,<sup>70</sup> stolperte über die Falten eines Teppichs, fiel nieder und begann zu heulen. Schnitzler, der auf dem Sofa gelegen und gelesen hatte, sprang auf, begrüßte mich und wir beruhigten die Kleine, die darauf rasch aus dem Zimmer gefördert wurde. »Meine jüngste Tochter«, sagte er. Ich erkundigte mich, ob er die Influenza glücklich überstanden habe; er sei noch etwas heiser. Er ging, nachdem er mir eine Zigarrette offeriert hatte, zur Etagère<sup>71</sup> in der Ecke, holte das Manuskript hervor. »Wir wollen gleich von ihrer Komödie sprechen.«<sup>72</sup>

Er habe sie mit großem Interesse gelesen, habe aber manches daran auszusetzen. »Zuerst, nach der ersten Szene, glaubte ich, es sei Ihnen nur darum zu tun, eine Reihe schalkhafter Streiche des Neidhard an einander zu reihen, derart, daß durch seine Person ein Zusammenhang hergestellt würde. Dann aber kam es ganz anders. Nun, sehen Sie: ich kann mich dem Eindruck nicht verschließen, als ob Sie mit zu großen Mitteln gearbeitet hätten; es fehlt mir die Geschlossenheit. Mir kommt es so vor, als hätten Sie sich die Szene mit dem Veilchenfest<sup>73</sup> als Hauptszene, gleichsam als Angelpunkt des Ganzen gedacht, und als wäre der Weg, der dahin führte, ein zu langer. Sie müssen sehr leicht Verse machen, nicht? Und da möchte ich fast sagen, Sie hätten sich dadurch verleiten lassen, des Guten zu viel zu tun. Manchmal ist zu viel Klingklang darin, sodaß ich fast an

<sup>69</sup> Jour: bestimmter Tag, an dem Besuch empfangen wird. Adam war aber am 8. Januar von Schnitzler brieflich für 6 Uhr eingeladen worden.

<sup>70</sup> Lili Schnitzler kam am 13. September 1909 auf die Welt, war also 16 Monate alt.

<sup>71</sup> Ein kleines Regal.

<sup>72</sup> »Neidhard«, wie sich im Folgenden ergibt, eine Komödie Adams rund um den Minnesänger Neidhart von Reuental, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wirkte.

<sup>73</sup> Der Veilchenschwank ist der berühmteste Schwanktext Neidharts: Er stülpt einen Hut über das erste Veilchen des Jahres und teilt es der Herzogin von Österreich mit. Als diese den Hut hebt, hat ein Bauer darunter gekotet.

Blumenthal<sup>74</sup> gemahnt werde: erschrecken Sie nicht, ich verkenne nicht den himmelweiten Unterschied. Besonders der Herzog Albrecht redet sehr viel. Da müßte man zusammendrängen. Und dann sind allzuvielen Episoden da, die dann wieder, ohne daß man's vermutet, in eine dramatische Szene auslaufen: so die Szene mit dem Mädel auf der Landstraße. Ferner: bis zur vorletzten Szene war mir alles klar, verständlich: ja, gut, der Mann muß so handeln. Aber nun: mir war sehr rätselhaft, wie Sie da zu einem versöhnlichen Schlusse kommen konnten, und der mußte doch kommen, da Sie Ihr Stück eine Komödie genannt haben. Sehen Sie: der Schluß überzeugt mich nicht im Mindesten. Ich wurde an den Prinzen von Homburg gemahnt, den ich's auf 's höchste verehere, und bei dem es mich doch immer empört hat, daß er die Rettung vor dem Tode über sich ergehen lassen muß.<sup>75</sup> So auch bei Neidhard: er will von einem Weibe nicht das Leben geschenkt erhalten und siehe da! in der letzten Szene akzeptiert er's doch. So etwas empört mich. Meiner Meinung nach hätte er ein Recht zu sterben und das hätten Sie ihm nicht nehmen dürfen.« Ich erwiderte: die Inkonsequenz sei beabsichtigt; Neidhard sei, wie ich besonders in der ersten Szene darzulegen versucht hätte, ein Poseur; auch seine Weigerung, sich das Leben schenken zu lassen, sei Pose. »Ja: Sie können schließlich immer beabsichtigte Inkonsequenz einwenden; aber dann zerfällt der Charakter in eine Reihe von Inkonsequenzen, und es bleibt nichts mehr übrig, was man packen könnte.« Schließlich bemängelte er, daß das Zusammentreffen mit der Prinzessin eine, die doch auch nur eine flüchtige Sache für ihn sei; eine so weit gehende Umwandlung in ihm herbeigeführt werde. Dies mußte ich zugeben, indem ich sagte, ich hätte mich ohnehin durch eine Einschubung in der 2. Szene bemüht, die Exposition diesbezüglich zu klären; ich gab auch zu, daß die Exposition schleppend sei, aber sie sei dadurch so geworden, daß ich notgedrungen, um den Aufbau der Idee zu exponieren, den Pessimismus in der Gestalt des Herzogs Albrecht und den leeren Optimismus, gleichsam das Urwienertum, in der des Herzogs Ott habe darstellen und in Kontrast bringen müssen; bei einer Aufführung könnte man die zweite und dritte Szene, die ja leider fast gar

<sup>74</sup> Oskar Blumenthal (1852–1917), Schriftsteller und Theaterleiter, der Lustspiele verfasste, darunter das bis heute – in einer Bearbeitung als Operette – bekannte Stück »Im weißen Rößl« (1898).

<sup>75</sup> Am Ende von Heinrich von Kleists »Prinz Friedrich von Homburg« ist der Titelheld bereit, weil er einen Befehl überhört und gegen die Anweisungen gehandelt hat, zu sterben, wird aber begnadigt.

keine Handlung enthielten, streichen. »Nein«, sagte er, »das wäre schade; Kürzung wird genügen.«

Er sagte, was die Verwertung der Komödie anlange, wisse er selbst nicht recht, was er mir raten solle. Am Wichtigsten wäre ja natürlich eine Bühnenaufführung; aber die Komödie könne nur an einem großen Theater gegeben werden, und da das Burgtheater als ausgeschlossen zu betrachten sei, bleibe keine große Wahl. Es sei außerdem<sup>76</sup> schwer, ein derartiges Stück, das große Kosten verursache, unterzubringen, besonders wenn es [sich] um das Experiment mit einem jungen Dichter handle. Für Reinhardt wäre es ja etwas; aber es sei unmöglich, mit diesem Manne anständig zu unterhandeln. Dies habe Schönherr zuletzt mit »Glaube und Heimat« erfahren müssen.<sup>77</sup> Und er selbst habe mit Reinhardt schlechte Erfahrungen gemacht; dieser habe sich von ihm den »jungen Medardus« ganz vorlesen lassen, ja gesagt und sei dann überhaupt zu keiner weiteren Äußerung mehr zu bewegen gewesen.<sup>78</sup> Es wäre das Beste, vorläufig einen größeren Verlag, keinen Schnackerlverlag<sup>79</sup> zu finden; er werde mit S. Fischer das Glück versuchen, aber eigentlich hänge alles vom Glück ab. Deshalb habe er mir bei der arabischen Komödie<sup>80</sup> nichts anderes gewünscht, als Glück. Er habe bereits 6 oder 8 Autoren dem S. Fischer'schen Verlag empfohlen, immer vergeblich. Er wolle auch mich empfehlen, obwohl er sich nicht viel davon verspreche; die Wahrscheinlichkeit eines Mißerfolgs sei 95 von 100. Aber vielleicht hätte ich Glück. Das sei das Wichtigste, was er mir raten könne: Glück haben. Schließlich bliebe noch ein's übrig: Abdruck einzelner Szenen in Wochenschriften; etwa der »neuen Rundschau«, obwohl hier für den Fall, als der Verlag das Ganze ablehnte, nicht viel zu hoffen sei. Ferner im »Merker«. Er wolle die Komödie selbst an S. Fischer senden; ich solle diesem auch ein Exemplar des Alî ibn Bekkâr zuschicken.<sup>81</sup>

<sup>76</sup> Er schreibt: »sei außerdem sei«.

<sup>77</sup> Max Reinhardt hatte das Stück angenommen, es aber, nachdem Schönherr eine Entscheidung einforderte, zurückgesandt, die Aufführung dadurch um eine Saison verzögert. Vgl. [O. V.:] Bei Dr. Karl Schönherr. In: Neues Wiener Journal, 4. Dezember 1910, Nr. 6149, S. 3.

<sup>78</sup> Vgl. den Brief Schnitzlers an Max Reinhardt, 24. Dezember 1909 (Schnitzler, Briefe [wie Anm. 18], S. 613–621).

<sup>79</sup> Unsicher gelesen. Schnackerl ist ein österreichischer Ausdruck für Schluckauf.

<sup>80</sup> Robert Adam, Die Geschichte des Alî ibn Bekkâr mit Schams an-Nahâr. Eine Komödie. Wien: Hugo Heller 1909 (nach einem Motiv aus »1001 Nacht«).

<sup>81</sup> Am 14. Januar 1911 schreibt Schnitzler an Fischer: »Erlauben Sie mir heute Ihre Aufmerksamkeit auf einen jungen Wiener zu lenken. Er heißt Robert Adam und wird Ihnen in

Ich gewann eigentlich den Eindruck, als halte Schnitzler vom »Neidhard« weniger als von dem »Alf ibn Bekkâr«. Neidhard hat ihm (infolge der gerügten Mängel) nicht den Eindruck eines vollendeten Kunstwerks gemacht. Auf »Alf ibn Bekkâr« sei er von Beer-Hofmann aufmerksam gemacht worden, der ihm einige Stellen gezeigt habe, die ihm besonders gefallen hätten; daraufhin habe Schnitzler ihn selbst gelesen. »Darauf können Sie sich was einbilden; es ist mir so etwas bei Beer-Hofmann sonst nicht passiert.«

Er erkundigte sich nach meinem Lebenslauf, nach meinen frühern Arbeiten, nach den Verlegern, und schließlich sprachen wir von den Bauern, dem Landleben und Feldsberg.<sup>82</sup>

#### 4. Robert Adam, 19. Mai 1916<sup>83</sup>

Zehn Uhr nachts; sehr glücklich über den Besuch bei Schnitzler. Ich kam um ½ 7 Uhr hin, wurde in's Arbeitszimmer im ersten Stock geführt; wir sassen dann auf dem Balkon vor diesem Zimmer, der auf Gärten hinausieht. Unendliche einfache Liebenswürdigkeit. Er erkundigte sich zunächst über meine Tätigkeit im Amt;<sup>84</sup> wir sprachen über Preistreiberei und ich berichtete über meine Erfahrungen. Dann kam er auf den »Fremden« zu sprechen; er habe mit Fischer darüber gesprochen und dieser sich sehr günstig geäußert, nicht etwa unwirsch wie im Brief. Ich klagte darüber, dass ich zu keiner Arbeit käme, höchstens Pläne<sup>85</sup> formte. Es stellte sich heraus, dass auch er sich jetzt mit dem

den nächsten Tagen zwei Stücke schicken, die ich kenne und die mir Begabung zu verraten scheinen. Das eine ist schon gedruckt und im Buchhandel erschienen und vielleicht können Sie den Bühnenvertrieb übernehmen, was umso weniger Schwierigkeiten haben dürfte, als Ihnen Herr Adam die notwendigen gedruckten Exemplare zur Verfügung stellen könnte. Eine Aufführung in den Kammerspielen oder im Kleinen Theater läge meines Erachtens nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Das zweite Stück »Neidhard« genannt hat vorerst vielleicht geringere Chancen für die Bühne. Aber ich bitte Sie es jedenfalls zu lesen und zu bedenken, ob Sie es vielleicht als Buch herausgeben oder einzelne Szenen in der Neuen Rundschau zur Veröffentlichung bringen könnten.« (Cambridge University Library, Schnitzler, B 121g) Am 16. verspricht Fischer in seiner Antwort, dass sorgfältig geprüft würde, die ablehnende Antwort ging dann direkt an Adam, der Schnitzler am 3. Februar davon in Kenntnis setzt.

<sup>82</sup> Heute: Valtice, Tschechien. Eine nähere Kenntnis des Ortes durch Schnitzler dürfte nicht bestanden haben.

<sup>83</sup> Ms. Tagebuch 1914–1918, gebunden (ÖNB, Ser. n. 52.267, fol. 182<sup>r</sup>).

<sup>84</sup> Adam war zu dieser Zeit Bezirksrichter in Wien-Floridsdorf.

<sup>85</sup> Im Typoskript steht: »pläne«.

Kreis um Varnhagen beschäftigt; er liest gerade das Andenken an Rahel für ihre Freunde,<sup>86</sup> lobte die Denkwürdigkeiten und die Tagebücher. Als ich von meinem Tagebuch sprach, das die einzige literarische Arbeit der Kriegszeit ist, wünschte er eine Probe davon zu lesen oder vorgelesen zu erhalten. Er führt auch Tagebuch und zwar, in angeborener Pedanterie, seit seinem 18. Lebensjahre auf Blättern desselben Formats, die er, als die Wichtigste seiner Schriften, in einem Safe verwahrt. Wir kamen auf Kraus zu sprechen, den er als Schriftsteller schätzt, wenngleich er eine Satire, die dort Halt mache, wo der Satiriker sich nicht mehr ganz sicher fühle, mit einem gewissen Unbehagen ansehe.<sup>87</sup> Er erzählte mir auch die Tratscherei, die den letzten Angriff gegen ihn selbst verursacht habe. Ich teilte ihm mit, was ich von Hauer weiss.<sup>88</sup> Meine Angelegenheiten betreffend meinte er, er werde im Herbst versuchen, für den Ali ibn Bekkar sich zu verwenden. – Getrötet und aufgerichtet fortgegangen. –

#### 5. Robert Adam, 17. Oktober 1916<sup>89</sup>

Abends Besuch bei Schnitzler; im Arbeitszimmer. Liebenswert wie gewöhnlich. Erzählte ihm zuerst von den heutigen Verhandlungen; sprachen dann über Bücher. Von der Ricarda Huch hält er mehr als ich: allerdings sei die kolossale Mühe dem Buche anzumerken, aber es sei ihr doch gelungen, durch Aneinanderreihung vieler Bilder ein lebendiges Bild zu geben.<sup>90</sup> Ich gab es zu, vermisste jedoch den grossen Zug. Sprach von meiner Märchenkomödie und wie ich mich genötigt fände, vorerst ein Gerippe, das ganz geistlos sei, niederzuschreiben, während ich früher direkt mit der Niederschrift einsetzen konnte, etwa nach vorheriger Konzeption einiger besonders wichtiger Szenen. Schnitzler meinte, er sei

<sup>86</sup> Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Hg. von Karl August Varnhagen-Ense. Berlin 1834.

<sup>87</sup> Zu Schnitzlers Kritik an Karl Kraus vgl. Karl Kraus und Arthur Schnitzler. Eine Dokumentation. Hg. von Reinhard Urbach. In: Literatur und Kritik 49, 1970, S. 513–530, hier S. 523 f.

<sup>88</sup> Karl Hauer (1875–1919), Journalist und Mitarbeiter der »Fackel«, Freund Georg Trakls. Um welchen Angriff es sich handelt, lässt sich nicht feststellen. Hauers letzter Artikel in der »Fackel« datiert von 1909.

<sup>89</sup> Ms. Tagebuch 1914–1918, gebunden (ÖNB, Ser. n. 52.267, S. 163 f.).

<sup>90</sup> Ricarda Huch, Der große Krieg in Deutschland. Leipzig 1912–1914, historischer Roman über den Dreißigjährigen Krieg in drei Bänden.



immer genötigt gewesen, zuerst ein Gerüst niederzuschreiben, das ganz geistlos ausfalle; bevor er damit nicht fertig sei, könne er nicht an die Ausarbeitung gehen; er habe vorher keine Ruhe.<sup>91</sup> Ausserdem könne er sich nur auf diese Art Sicherheit verschaffen, dass beim Ineinandergreifen der Vorgänge und Motivierungen kein Malheur passiert sei. Er arbeite überhaupt immer mit einer gewissen Hast. Bei den ganz grossen Werken habe er immer den Eindruck, der Dichter müsse mit dem sichern Gefühl gearbeitet haben, es sei dies sein Lebenswerk, er könne nicht sterben, bevor es vollendet sei; daher komme die unbeschreibliche Grösse und Ruhe,<sup>92</sup> die über solchen Werken lagere (wie etwa der Ilias, der Göttlichen Komödie, Wilhelm Meister). Als ich bemerkte, der Coster'sche Tyll Eulenspiegel sei gewiss wundervoll, aber in den letzten Partien zu gedehnt, sagte er, er teile dies mit allen ganz grossen Romanen. Gelegentlich Augiers<sup>93</sup> machte er die Entdeckung, dass wir 1897 zur gleichen Zeit in Paris gewesen seien; er holte seinen dicken Katalog der von ihm besuchten Theateraufführungen hervor (geführt seit 1876)<sup>94</sup> und ich konstatierte, dass ich oft mit ihm zugleich im Theater gewesen war. Sprachen über Racine (zu dem er keinen Weg findet) und über die Unmöglichkeit, etwas aus dem Französischen zu übersetzen; wies ihm nach, dass der französische Alexandriner aus (meistens) 4 Anapästien besteht, nicht dem jambischen Trimeter gleich ist. Meinen Ali ibn Bekkar hat er wieder gelesen und glaubt nun selber, dass eine Bühnenwirkung bei einem grösseren Theater nicht recht denkbar sei: wegen des dritten Aktes, der einigermassen enttäusche. Derzeit habe Stössl's Basem der Grobschmied<sup>95</sup>

<sup>91</sup> Ein idealtypischer Arbeitsablauf Schnitzlers besteht in einer kurzen Plot-Skizze von vielleicht fünf Sätzen, die dann als eine über ein paar Seiten verlaufende Handlungsskizze ausgearbeitet wird. Danach folgt die Ausarbeitung in Fassungen.

<sup>92</sup> Im Typoskript steht: »ruhe«.

<sup>93</sup> Unmittelbarer Impuls dürfte ein Zeitungsartikel vom selben Tag gewesen sein, in dem Émile Augier (1820–1889) als Librettist einer Oper von Charles Gounod (1818–1893) vorgestellt wurde. Vgl. –r–, Wie Gounod Opernkomponist wurde. In: Neues Wiener Journal, 17. Oktober 1916, Nr. 8250, S. 19 f.

<sup>94</sup> Bislang unediertes Manuskript, heute Cambridge University Library, Nachlass Schnitzler, A 179. Es enthält Ergänzungen zum Tagebuch.

<sup>95</sup> Die Uraufführung von Otto Stoessls Stück erfolgte am 28. September 1916 am Burgtheater. Es ist ebenfalls im arabischen Raum angesiedelt, wenngleich es nicht unmittelbar »1001 Nacht« als Quelle nennt. Zwei Tage vor dem Treffen publiziert Leopold Jacobson einen Artikel, der Stössl des Plagiats von »Der Pascha« von Frederick Marryat beschuldigt (Leopold Jacobson, Der anonyme Mitarbeiter Otto Stössls. Ein Nachwort zu »Basem der Grobschmied«. In: Neues Wiener Journal, 15. Oktober 1916, Nr. 8248, S. 6.)

mir den Weg verlegt. Von Steinrück hat auch er keine Nachricht; ich solle ihm schreiben.<sup>96</sup> – Also alle Aussichten gleich Null. –

6. Robert Adam, 24. Januar 1917<sup>97</sup>

Endlich Einladung Schnitzlers für heute. Er riet mir, den ganzen Neidhard (ohne Zwischenspiele) unter Andeutung der Striche dem Theater einzureichen und das Theaterexemplar Steinrück zu schicken. Morgen mehr; das Zimmer ist ausgekühlt, ich kann in der frostigen Hand kaum die Feder halten (<sup>)<sup>98</sup></sup>

Brief an Steinrück ( )

Von meinem Besuch bei Schnitzler sei nur Folgendes nachgetragen: Er empfing mich, wie immer, in seinem Arbeitszimmer; ich kam aus grosser Kälte hinein und hatte sogar, der Wärme wegen, den dickeren Salonrock angezogen. Er habe die Theaterbearbeitung des »Neidhard« gelesen und finde, dass sie, soweit er urteilen könne, alles Wichtige enthalte, allerdings habe er sich dabei der ganzen Komödie noch gut entsinnen können; es komme auch ihm so vor, dass sie etwas arm sei. Deshalb riet er mir, dem Münchener Hoftheater<sup>99</sup> die ursprüngliche Komödie, unter Angabe der Striche, vorzulegen und auch von der Einteilung in Akte, die doch nur gemacht sei, ganz abzusehen. Mit der Einreichung beim Burgtheater solle ich vorläufig noch zuwarten. – Das Gespräch ging dann auf die Berliner Jüngsten über. Er hält von ihnen ebensoviel wie ich. Sprach über Matuidismus<sup>100</sup> bei den Modernen (den Ausdruck will er im Lombroso gefunden haben: Auftauchen von Schwachsinn mitten unter talentvollem Schaffen). Er findet ihn bei Tolstoi, dessen »Krieg

<sup>96</sup> Albert Steinrück (1872–1929), Schauspieler und mit der Schwester von Schnitzlers Frau verheiratet. In einem Brief vom 29. Juni hatte Schnitzler Adam geraten, sich an ihn zu wenden, da dieser den Mangel guter Stücke beklagt habe.

<sup>97</sup> Ms. Tagebuch 1914–1918, gebunden, Österreichische Nationalbibliothek, Ser. n. 52.267, fol. 251<sup>v</sup>–252<sup>r</sup>.

<sup>98</sup> Das Zeichen könnte auf Auslassung einzelner Stellen bei der maschinellen Abschrift des nicht erhaltenen handschriftlichen Tagebuchs hinweisen. In der nächsten Zeile könnte – wenn man von der sonstigen Praxis Adams rückschließt – eine in Gabelsberger Kurzschrift verfasste Briefabschrift an Steinrück fehlen.

<sup>99</sup> Also jenem Theater, bei dem Steinrück engagiert war.

<sup>100</sup> Recte: Mattoidismus. Vgl. Cesare Lombroso: Der geniale Mensch. Autorisierte Übersetzung von Dr. M. O. Fraenkel. Hamburg 1890, 3. Teil, 3. Kapitel: Halbverrückte (mattoide) Künstler und Litteraten, S. 275–308.

und Frieden« er wieder gelesen hat:<sup>101</sup> kolossale dichterische Kraft, aber Albernheit, sobald er zu theoretisieren beginnt; am deutlichsten bei Siegfried Trebitsch:<sup>102</sup> der beginne eine Novelle sehr hübsch und dann folge der ungeheuerlichste Schwachsinn. Urteilte sehr abfällig über die Jünglinge der Neuen Rundschau: diese Steffen,<sup>103</sup> Lehmann,<sup>104</sup> Paris von Gütersloh;<sup>105</sup> bei Kasimir Edschmidt<sup>106</sup> noch Ansätze eines Dichters, aber ungeheuerliche Affektation. –

### 7. Robert Adam, 29. August 1917<sup>107</sup>

Mimi<sup>108</sup> wieder in Wien. Gestern bei Schnitzler. Heut den Juda im ersten Entwurf zu Ende gebracht. –

Die Unterredung mit Schnitzler ging diesmal ziemlich an Oberflächen dahin und glitt, wie es nun einmal das Schicksal aller Gespräche dieser ausserordentlichen Zeit der Kulturstörung ist, sehr oft zu Themen der Haushaltung und Ernährung hinunter. Wir sprachen zunächst, an den Brief<sup>109</sup> anknüpfend, über die Frage der Preistreiberei, ohne dass aber eine neue Auffassung hätte zutage treten können. Dann fragte Schnitzler, ziemlich unvermittelt, wie ich mir eigentlich das Ende des Krieges vorstellte und für welchen Zeitpunkt ich es annähme? Ich sagte kühn: »Ich glaube immer, dass im Oktober, bei Einbruch der Kälte und andauerndem Nahrungsmangel, die Revolten endlich losbrechen werden«. »Das wäre aber schrecklich«, meinte er. – »Inwiefern?« – »Was soll denn aus uns

<sup>101</sup> Im August 1915.

<sup>102</sup> Siegfried Trebitsch (1868–1956), Schriftsteller und Übersetzer von George Bernard Shaw, der in regelmäßigem Umgang mit Schnitzler stand und dessen mangelhafte literarische Begabung in Schnitzlers Tagebuch mehrfach thematisiert wird.

<sup>103</sup> Albert Steffen (1884–1963), Schriftsteller und Anthroposoph. Im ersten Halbjahr 1916 erschien »Der rechte Liebhaber des Schicksals« in sechs Teilen in der »Neuen Rundschau«.

<sup>104</sup> Wilhelm Lehmann (1882–1968), Schriftsteller und Pädagoge, dessen Roman »Der Bilderstürmer« in drei Teilen zwischen Oktober und Dezember 1916 abgedruckt worden war.

<sup>105</sup> Albert Paris Gütersloh (1887–1973), Schriftsteller. Unter dem Namen »Paris von Gütersloh« hatte er die Novelle »Adonis« veröffentlicht (Jg. 26, H. 7, Juli 1915, S. 961–965).

<sup>106</sup> Kasimir Edschmid (1890–1966), Schriftsteller. Von ihm erschien zuletzt »Der Bezwiner« in der »Neuen Rundschau« (Jg. 27, H. 8, August 1916, S. 1073–1102).

<sup>107</sup> Ms. Tagebuch 1914–1918, gebunden, Österreichische Nationalbibliothek, Ser. n. 52.267, fol. 360<sup>v</sup>–361<sup>r</sup>.

<sup>108</sup> Mimi Maria Pollak, geb. Patzner (1889–1948), seit 1911 mit Adam verheiratet.

<sup>109</sup> Im Brief vom 23. August 1917 hatte sich Adam für den Erhalt von »Dr. Gräsler, Badearzt« bedankt und aus dem Gerichtssaal berichtet, wo sich seine Arbeit wie das Bewachen von Ameisen anfühle.

werden? Was für ein Schicksal wird uns die Entente dann bereiten?« – »Sie hat ihr Programm ja festgelegt und bekanntgegeben.«<sup>110</sup> – »Dann wären Deutschland und wir materiell vernichtet, müssten ungeheure Entschädigungssummen zahlen –« »Wir würden's nicht können.« – »Oh wir würden zahlen müssen und durch Besetzungen bis auf's Blut ausgesogen werden; der Wunsch Englands geht ja dahin, Deutschland wirtschaftlich gänzlich zu ruinieren, und der würde dann gewiss realisiert.« Ich: »Die Entente dürfte uns jetzt bereits in ihrer Macht haben. Es würde genügen, uns auf einige Jahre vom Bezug der Rohprodukte auszuschließen, und der wirtschaftliche Ruin wäre gegeben.« – Als ich meinte, ich hätte mir's geschworen, Profezeiungen von mir zu geben, da alle, die ich geäußert, unerfüllt geblieben seien, sagte er: »Die grösste Blamage als Profet habe eigentlich ich gehabt: denn ich habe am 30. Juli 1914 in einem Briefe, den ich meinem Bruder aus der Schweiz schrieb, haargenau nachgewiesen, dass ein Weltkrieg unmöglich sei. Im höhern Sinne aber habe ich doch Recht behalten; denn jetzt zeigt es sich immer mehr, dass der Weltkrieg wirklich ein Wahnsinn, eine sinnlose Unmöglichkeit ist. Wer hat aber auch ahnen können, dass der Krieg drei Jahre lang dauern werde – ja, wer ausser Kitchener, den wegen dieser Profezeiung seinerzeit jedermann verhöhnzte?<sup>111</sup> Es ist übrigens gut, dass uns jede Voraussicht fehlte: stellen Sie sich nur vor, was sich ereignet hätte, wenn im Sommer 1914 jeder sich für einen Krieg 1914 bis 1917 hätte einrichten wollen! Es ist doch gut, dass uns jede Erfassung der Zukunft versagt ist, sowie es böse ist, dass die Menschen niemals die Vergangenheit im Auge behalten können.« – Er erkundigte sich oberflächlich über meine neue Komödie, sprach wieder einmal seine Verwunderung darüber aus, dass ich Zeit zur Arbeit fände, und riet mir, den »Neidhard« dem Burgtheater einzureichen, jedoch solle ich mich nicht auf ihn berufen, da er glaube, dies könne mir eher schaden als nützen. Er habe mit Hofrat von Millenkowich<sup>112</sup> in den letzten Tagen gesprochen; dieser sei sehr lebenswürdig gewesen und habe zu seiner grössten Verwunderung, vielleicht ihm zu-

<sup>110</sup> In einer Reaktion auf Woodrow Wilson hatten die mit Österreich-Ungarn und Deutschland im Krieg stehenden Mächte im Januar 1917 ihre die Friedensbedingungen bekannt gegeben, die als Zerstörung der beiden Länder rezipiert wurden.

<sup>111</sup> Herbert Kitchener hatte bereits im Juli 1914 eine längere Dauer des Krieges angekündigt und damit Großbritannien auch einen Vorteil verschafft, weil er die Planung danach ausrichtete.

<sup>112</sup> Max von Millenkowich (1866–1945) war 1917/18 Direktor des Burgtheaters.

liebe, auf die Klerikalen geschimpft.<sup>113</sup> – Wir sprachen auch über Bücher. Jean Paul habe er nie geniessen können; er wisse nicht, wie er ihm beikommen solle. Ich meinte, man müsse sich eben vorstellen, man lebe im 18. Jahrhundert und lese ein soeben erschienenes Buch des beliebten Romanschriftstellers Jean Paul; dann gehe es trefflich. Von den Memoiren des Alexandre Dumas sprach er sehr begeistert; er habe sich trefflich amüsiert.<sup>114</sup> Jetzt lese er wieder seinen geliebten E. T. A. Hoffmann, fühle sich aber arg enttäuscht.<sup>115</sup>

8. Robert Adam, 26. Oktober 1917<sup>116</sup>

Ich war gestern wieder bei Schnitzler und kam, trotz aller Liebenswürdigkeit, sehr missmutig heim. Er hat den »Juda« gelesen, aber, so ist mein Eindruck, ziemlich oberflächlich, und er beurteilt ihn nicht als Dichtung, sondern als Theaterstück. Juda sollte doch der Held des Stückes sein, aber er verschwinde oft, trete zurück; man könne sich anfangs von ihm kein richtiges Bild machen; er selbst habe zuerst gedacht, es sei der Ahasver.<sup>117</sup> Dass Juda erst allmählich als Judas hervortrete, habe keinen Sinn; es sei am besten, ihn sofort sich deklarieren zu lassen. Davon, dass die Beziehung aller handelnden Personen zur Tat der eigentliche Inhalt ist, hat er nichts erkannt. Nur so ist's zu erklären, dass er mit Simon, mit Chloe, mit Hermon nichts anzufangen weiss; die Idylle, die dem Brand vorhergeht, scheint ihm unnötig und zu lang; als ich aber meinte, ich sei gerade froh über diese Szene, die im Brand die Zeichen des Herrn sieht, wurde er, scheint's, anderer Meinung, indem er sagte: ich hätte recht, es sei eine gute Idee, auf diese Weise anzudeuten, dass der Brand Roms den Anbruch einer neuen Zeit bedeute: welche Bemerkung mich in meiner

<sup>113</sup> Das auch in Schnitzlers Tagebuch, 27. August 1917: »Er (Mill.) schimpft zu meiner Verwunderung, aus der ich kein Hehl mache, über die Clericalen (die ihn zum Director gemacht haben!)«.

<sup>114</sup> Die Memoiren von Alexandre Dumas père wurden Schnitzler im November 1916 von Adam geliehen und diesem am 28. Mai 1917 retourniert. Die Ausgabe lässt sich nicht ermitteln, womöglich die deutsche Übersetzung von Friedrich Wencker (Berlin 1913 in zwei Bänden).

<sup>115</sup> Am 15. Juni 1915 hält Schnitzler in seinem Tagebuch fest: »Amad. Hoffmann (nicht mit dem Vergnügen von einst)«.

<sup>116</sup> Ms. Tagebuch 1914–1918, gebunden, Österreichische Nationalbibliothek, Ser. n. 52.267, fol. 308.

<sup>117</sup> Das heisst der »ewige Jude«, eine sagenhafte Gestalt, die für eine Verfehlung an Jesus mit der Unsterblichkeit bestraft wurde und ewig durch die Welt wandern muss.

Ueberzeugung bestärken muss, dass er am Grundgedanken des Ganzen vorübergesehen hat. Auch eine weitere Bemerkung, ich solle gleich beim Beginn klipp und klar voraussagen, welche Sekte ich im Auge hatte, muss dahin verstanden werden, dass er glaubt, meine Christen seien eine besondere christliche Sekte. Er riet mir also, die erste Szene zu ändern und im Uebrigen Striche vorzunehmen, vorzüglich in allen Christenszenen. Auf welch verschiedenen Standpunkten wir stehen, ergibt sich mir daraus, dass er besonders die dritte und neunte Szene, in denen Nero die Hauptrolle spielt, rühmend hervorhob und als besonders wirkungsvoll bezeichnete, während ich just diese Szenen mit einigermaßen geschwächter Kraft und ohne besondere Lust schrieb und – die Dichterepisode ausgenommen – für nicht gelungen halte; ferner, dass er fallen liess, es wäre vielleicht das Beste, wenn ich das ganze Stück in Blankverse umgösse<sup>118</sup> (ein Vorschlag, der mir einfach unverständlich ist), worauf ich sagte, ich hasste den Blankvers und ich hätte mich nur notgedrungen dazu verstanden, ihn zu gebrauchen, weil er für klassische Völker nun einmal hergebrachtes Idiom sei; ansonsten müsse ich ihn verwerfen, weil er zur Breite verlocke und eine Schnur ohne Ende darstelle. Er meinte, er liebe gerade den Blankvers, der das Uebergleiten von Prosa zu Poesie leicht ermögliche; man könne in ihm gerade äusserst prägnant sein (er verwies auf Kleist, dessen Vers er für den allerbesten halte, während Grillparzer allerdings oft weitschweifig werde und nun schon gar Schiller, bei dem er oft geradezu die Verse wie nasse Wolle zusammenzudrücken Lust habe) und ein Ende biete sich durch die Möglichkeit der Schlussreime (wie bei Shakespeare). Ich erklärte dezidiert, dass ich gerade diese Schlussreime immer für ein stilwidriges Mittel der Verzweiflung gehalten habe: Schluss, es muss einmal Schluss sein; sie diktieren ein Ende. Bezüglich der Aufführungsmöglichkeit war er sehr skeptisch: zum Burgtheater, bei dem übrigens die Zensur unüberwindliche Schwierigkeiten bereite, habe er keinen Weg, der neue Volkstheaterdirektor<sup>119</sup> sei ein Hornochs, die andern Theater könnten keine richtige Aufführung zuwege bringen; mit Reinhardt lasse sich nicht verhandeln; am Besten sei es, einen neuen Versuch in München zu wagen. Mit Fischer wolle er's nicht noch einmal versuchen. – Sonst sprach er noch von seiner psychologischen Erklä-

<sup>118</sup> Das von Schnitzler gelegentlich in seinen Stücken verwendete Versmaß aus fünf Jamben, das Theatergeschichte geschrieben hat.

<sup>119</sup> Karl Wallner (1857–1935), Schauspieler, seit 1916 Direktor des Volkstheaters.

rung des ästhetischen Gefühls (wonach Schönheit in der Erregung vieler Ideenassoziationen besteht, eine wohl unmögliche Sache). – Ich bin sehr deprimiert, da ich keinen Weg offen sehe, mich durchzusetzen. Wenn nicht ein Glücksfall eintritt, sinke ich doch zusammen, und ich habe nicht das Talent glücklicher Zufälle. –

9. Robert Adam, 19. Juni 1918<sup>120</sup>

Besuch bei Schnitzler. Spaziergang mit ihm zum Windmühlhügel;<sup>121</sup> reiner herrlicher Abend. Gespräch über alles Mögliche, aber ziemlich flüchtig. Er meinte – als ich ihm von dem Gefühl sagte, das mich hindere, ein modernes Stück zu schreiben, weil der ruhige Kulturboden nicht mehr vorhanden sei –, er glaube nicht, dass er noch ein modernes Stück schreiben werde, seine Stoffe seien erschöpft, die er für Behandlung erotischer Fragen ins Auge gefasst gehabt habe; wenn er noch eines schreibe, so werde es die Diplomatenwelt behandeln, wie der Dr Bernhardt die der Aerzte und seine letzte Komödie die der Journalisten.<sup>122</sup> Ihm forme sich jetzt alles zum Verse (den er anscheinend für mit einem modernen Stoff unvereinbar hält).

10. Robert Adam, 10. August 1918<sup>123</sup>

Donnerstag bei Schnitzler. Liess ihm »Yppl«<sup>124</sup> in erster Niederschrift. Sehr animiertes Gespräch. Spaziergang. –

<sup>120</sup> Ms. Tagebuch 1914–1918, gebunden, Österreichische Nationalbibliothek, Ser. n. 52.267, fol. 362<sup>v</sup>.

<sup>121</sup> Gemeint: Die Windmühlhöhe, ein Teil des Höhenzugs, der in Verlängerung der Türkenschanze, bei der Schnitzler wohnte, bis nach Pötzleinsdorf reicht.

<sup>122</sup> »Professor Bernhardt« (1914) spielt in *Ärzte-*, *»Fink und Fliederbusch«* (1917) in Journalistenkreisen. Ein Diplomatenstück verfasste Schnitzler nicht. Während das nächste Stück, *»Die Schwestern oder Casanova in Spa«* (1919), in historischem Ambiente angesiedelt und im Blankvers verfasst ist, spielt die darauffolgende *»Komödie der Verführung«* 1914 und ist somit am ehesten ein Gegenwartsstoff.

<sup>123</sup> Ms. Tagebuch 1914–1918, gebunden, Österreichische Nationalbibliothek, Ser. n. 52.267, fol. 37<sup>v</sup>.

<sup>124</sup> Eine fünftaktige Komödie, die im Mittelalter angesiedelt ist.

11. Robert Adam, 7. Oktober 1918<sup>125</sup>

Besuch bei Schnitzler. Gespräch über Ferienreise; politische Situation; Buckle;<sup>126</sup> Varnhagen. Versprach, gelegentlich wegen Neidhards sich zu informieren und wegen »Yppl« mit Direktor Bernau<sup>127</sup> zu sprechen. Sehr angeregt, bin aber – es ist 1/211 Uhr – zu müde, ordentlich zu schreiben. Hoffentlich lässt mir meine Anstellung als Kindermädchen morgen hiezu Musse.<sup>128</sup> Ich muss auch daran gehen, die Komödie fertigzustellen. Am Roman wieder ein paar Tage nichts geschrieben.

8. Oktober.

Ich bin heute, da es ja doch einmal geschehen muss, daran gegangen, die »Yppl«-Komödie zu überarbeiten, um ihr – vieler Arbeit dürfte es nicht bedürfen – ihre endgiltige Form zu geben. Schnitzler hat meinen zweifelnden Plan, den vierten Akt durch Umformung der geistreichen Dilettantenkomödie in eine Parodie expressionistischer Sprachkunst die Monotonie der Wiederholung zu nehmen, nicht gutgeheissen, sondern geraten, nur Kürzungen vorzunehmen. Den vierten Akt wirksam zu machen, wäre allerdings die Aufgabe der Schauspieler und dem Publikum müsste es, meine ich, eine verblüffende und erheiternde Neuheit sein, dass der Autor ihm zumutet, an einem und demselben Theaterabend ein Stück zweimal anzuhören.

<sup>125</sup> Ms. Tagebuch 1914–1918, gebunden, Österreichische Nationalbibliothek, Ser. n. 52.267, fol. 390<sup>v</sup>.

<sup>126</sup> Schnitzler hatte im Juli 1918 »Geschichte der Civilisation in England« des Historikers Henry Thomas Buckle gelesen, die auf Englisch 1857–1861 erschien und von der in Folge mehrere deutsche Ausgaben aufgelegt wurden.

<sup>127</sup> Alfred Bernau (1870–1950) hatte 1918 die Leitung des Deutschen Volkstheaters übernommen.

<sup>128</sup> Er beklagt, dass er sich aufgrund einer Erkrankung der Ehefrau um das Kind kümmern musste.



12. Robert Adam, 8. November 1918<sup>129</sup>

Besuch bei Schnitzler, traf dort Dr. Schwarzkopf,<sup>130</sup> den früheren Lektor des Burgtheaters, auch Frau und Kinder Schnitzlers,<sup>131</sup> die Unterhaltung drehte sich natürlich um die jüngsten Ereignisse, besonders die Revolution in Deutschland, die Ausrufung der Republik in Bayern,<sup>132</sup> Dr. Schwarzkopf meinte, bei uns nehme alles die Gestalt einer tragischen Operette an: so die Selbststellung des aus dem Kerker in Möllersdorf befreiten Mörders Hofrichter, der sich als Gentleman aufführte,<sup>133</sup> er machte darauf aufmerksam, daß das Burgtheater nach der Grippepause und der Revolution mit der Ahnfrau wieder eröffnet wurde, dessen Verse trefflich zur Situation passen,<sup>134</sup> als er wegging, blieb ich mit Schnitzler allein, bezüglich »Yppl« meinte er, die Theaterverhältnisse seien jetzt außerordentlich ungünstig, die Theater bleiben leer, die Direktoren seien nicht zur Annahme neuer Stücke geneigt, er wolle versuchen wegen »Yppl« und »Der Fremde«, auf den ich ihn aufmerksam machte, sich zu verwenden, er sagte: wir leben in einer Zeit ungeheurer Ereignisse, die sich drängen wie noch nie. Ich: es ist nur schade, daß man so wenig davon zu sehen bekommt. Er: das wird wohl in allen Zeiten, die als<sup>135</sup> das Wahlrecht geben werden, wird wohl eine radikal reaktionäre Majorität entstehen. Es wird daher notwendig sein, die Wahlen zu annullieren, wie Russland die K. ... und der Soldatenrat wird übrig bleiben. Es

<sup>129</sup> Zum Tagebuch 1914–1918 gibt es 30 lose Blatt ms. Beilage, mit anderer Schreibmaschine verfasst, den Zeitraum November – Dezember 1918 umfassend. Österreichische Nationalbibliothek, Ser. n. 52.267, fol. 398<sup>v</sup>–399<sup>r</sup>.

<sup>130</sup> Der Schriftsteller Gustav Schwarzkopf (1853–1939) war, verglichen mit der Generation Schnitzlers, etwas älter. Dadurch kam ihm eine Sonderstellung als Ratgeber zu, die sich auch darin äußerte, dass er Schnitzlers Trauzeuge war. Die Briefe Schnitzlers und Hofmannsthals an ihn werden im Nachlass Schnitzlers im Cambridge aufbewahrt.

<sup>131</sup> Heinrich war 16, Lili 9 Jahre alt.

<sup>132</sup> Am Vortag endete die Monarchie im Zuge der Novemberrevolution.

<sup>133</sup> Adolf Hofrichter (1880–1945) hatte versucht, seine Karriere beim Heer voranzutreiben, indem er an Ranghöhere vergiftete Süßigkeiten schickte. Dafür war er 1910 zu 20 Jahren Kerker verurteilt worden. Im Zuge der Wirren des Kriegsendes aus der Haftanstalt entkommen, hatte er sich am 4. November 1918 mit seinem Anwalt im Parlament der Öffentlichkeit gestellt und die Neuaufnahme seines Verfahrens gefordert. Später wurde er zwar wieder inhaftiert, aber bereits im September 1919 begnadigt.

<sup>134</sup> Am 1. November 1918 wurde »Die Ahnfrau« (1817) von Franz Grillparzer gegeben. Zuvor war es für zehn Tage zur Eindämmung der spanischen Grippe geschlossen gewesen.

<sup>135</sup> Hier erfolgt ein Blattwechsel. Da auch ein inhaltlicher Wechsel stattfindet, ist nicht auszuschließen, dass der restliche Eintrag nicht auf Schnitzler bezogen ist und bei der maschinellen Abschrift ein Textteil verloren ging.

war ein gewaltiger Fehler der Sozialdemokraten, daß sie nicht sofort die Republik proklamierten (wie es Tschechen, Ungarn und Bayern taten) sondern die unverbesserliche [Textverlust].<sup>136</sup> dem ganzen Volk die Entscheidung über die Staatsform reservierten. Am 31. Oktober erschien die Republik als eine Selbstverständlichkeit, nun wird man erst um sie kämpfen müssen, da Klerus und Aristokratie und Dynastie alle Hebel in Bewegung setzen, die Monarchie zu erhalten. Vielleicht holt der Soldatenrat vom Münchner Vorbild angeeifert in den nächsten Tagen das Versäumte nach. Durch die [Textverlust] Revolution ist der Dynastie übrigens eine mächtige Stütze, vielleicht die letzte, zerbrochen worden.

13. *Robert Adam, 3. Juli 1920*<sup>137</sup>

Neulich mit Schnitzler über meine während der Krankheit unangenehm empfundene Unfähigkeit gesprochen, liegend zu arbeiten, ja auch nur klar zu denken. Ihm gehe es nicht anders; er müsse lang in freier Natur spazieren gehen, und erst nach etwa 2 Stunden, während denen er sich mit kleinlichen Sorgen und Hypochondrien plage, ziehe sich plötzlich ohne sein Zutun etwas wie ein Vorhang weg und er sei inmitten seiner poetischen Arbeit, ohne daß er sich auch nur habe vornehmen müssen, an sie zu denken; er könne auch nur stehend schreiben oder im Umhergehen diktieren. Ich meinerseits habe Vater Dumas schon oft beneidet, der am Leichtesten ersann und schrieb, wenn er im Bette lag. –

14. *Robert Adam, 5. Juni 1921*<sup>138</sup>

Außerordentlich heiße Tage; das Amt hält mich tagtäglich gefangen. Keine neuen Gedanken, keine Hoffnung, alte in halbwegs befriedigender Form zu fixieren. Neulich, am 2., Besuch bei Schnitzler, als ein Gestrandeter, Unliterarisch-Gewordener; ich mag ihn ziemlich gelangweilt haben.

<sup>136</sup> Hinweis auf ungelesene Stelle der verlorenen handschriftlichen Vorlage?

<sup>137</sup> Hs. Tagebuch 1919–1928, gebunden, Tinte, Österreichische Nationalbibliothek, Ser. n. 52.268, fol. 77.

<sup>138</sup> Hs. Tagebuch 1919–1928, gebunden, Tinte, Österreichische Nationalbibliothek, Ser. n. 52.268, fol. 115<sup>v</sup>.

15. Robert Adam, 4. Juli 1928<sup>139</sup>

Ich bin als Strohwitwer zwar immer leichtbeweglicher und daher mehr außer Hause als in den regelmäßigen Zeiten der ehelichen Verbundenheit: aber die Müdigkeit des Amts- und Alltags lastet in dieser Zeit nachgeholter Junihitze so beklemmend auf mir, daß ich nicht einmal dann Eintragungen in dieses sterbende Tagebuch – Tagebücher müssen dahinsiechen, wenn das zum Niederschreiben drängende Interesse dem Ich allmählich schwindet – zu machen mich erbauen kann, wenn ein sonderbarer Zufall oder die Liebenswürdigkeit von Freunden mir wirklich etwas verschafft, was als Erlebnis gelten darf. Wie vorgestern: als mir Hofrat Pollak,<sup>140</sup> nachdem ich mit ihm und seiner Schwester im gemütlichen Rauchzimmer der von ihnen über dem Sommer bewohnten Cottagevilla in der Peter Jordanstraße nach dem Nachtmahl mich niedergelassen hatte, freudig mitteilte, während die Schwester einem Telefonanruf folgte, er habe mir eine Überraschung zgedacht, Schnitzler habe sich soeben angesagt, weil er mich sehen wolle, und er wolle mich, da ich dadurch die Stadtbahn versäumen werde, mit dem Auto nachhause führen. Sie machten mich aufmerksam, daß er schwerhörig geworden sei, und daß man deutlich sprechen müsse, um ihn nicht zu ermüden. Er kam wirklich, saß, weißbärtig und gealtert, in einem Thronsessel und war von bezaubernder frischer und geistvoller Verve. Und schließlich führten er und die Schwester mich wirklich im Auto bis nach Meidling. Nur bin ich nicht sicher, ob ich nicht zu alberne und für ihn uninteressante Dinge in's Gespräch mischte. Die Schwester hatte mir vorher angedeutet, Schnitzler suche nach jemandem, dem er die Sorge für seinen literarischen Nachlaß anvertrauen könne, und mich gefragt, ich diese nicht übernehmen würde (wohl bloß der eigenen Idee folgend):<sup>141</sup> worauf ich scherzend gemeint habe, es müsse doch erst die Wahrscheinlichkeit des Überlebens gegeben sein; was wieder einmal einer jener diplomatischen Schnitzer war, deren ich schon so viele ungewollt begangen habe.

<sup>139</sup> Hs. Tagebuch 1919–1928, gebunden, Tinte, Österreichische Nationalbibliothek, Ser. n. 52.268, fol. 357.

<sup>140</sup> Karl Pollak (1873–1940), Richter. Befreundet, aber nicht verwandt mit Robert Adam. Bruder von Schnitzlers Sekretärin Frieda Pollak (1881–1937).

<sup>141</sup> Es gibt keinen Hinweis, dass Schnitzler ebenfalls an Adam gedacht haben könnte. Nachlassverwalter wurde der Sohn Heinrich.

16. Robert Adam, 28. April 1931<sup>142</sup>

Dann lud mich Schnitzler telephonisch zum Abendessen für 1/29 Uhr ein (über Instigation<sup>143</sup> der Frieda Pollak). Ich erzählte ihm während des feinen Abendessens – ich war der einzige Gast, es gab Forellen und dergleichen – die ganze Burgtheatergeschichte;<sup>144</sup> er konnte mir nichts anderes raten, als vom Burgtheater abzulassen und es bei einem andern Theater zu versuchen. Er meint, es stecke keineswegs Übelwollen dahinter, sondern nur der gewöhnliche Mangel an Mut und die Absicht, Saßmann<sup>145</sup> etwas verdienen zu lassen. Zum Trost erzählte er mir seine ersten Theatererfahrungen: insbesondere, wie lange er gebraucht habe, den Anatol auf die Bühne zu bringen.<sup>146</sup> Sonst nur alltägliches Gespräch über meine Urlaubsreisen. Ich habe immer das Gefühl, ihn zu langweilen. –

<sup>142</sup> Hs. Tagebuch 1929–1934, gebunden, Tinte, Österreichische Nationalbibliothek, Ser. n. 52.269, fol. 308<sup>v</sup>.

<sup>143</sup> Veranlassung.

<sup>144</sup> Anton Wildgans nahm im April 1931 Adams Stück »Margot oder das Jugendgericht« in einer bearbeiteten Version mit Strichen zur Aufführung im Burgtheater an. Nach der Uraufführung am 27. Mai 1931 in Frankfurt a. M. wurde das Stück in Wien nicht mehr inszeniert.

<sup>145</sup> Schnitzler lehnte die am Burgtheater inszenierten, auf billige Effekte setzenden Stücke von Hanns Saßmann (1882–1942) ab.

<sup>146</sup> Die erste vollständige Inszenierung des »Anatol«-Zyklus' fand am 3. Dezember 1910 statt, 18 Jahre nach Erscheinen der ersten Buchausgabe im Herbst 1892.